Paed. Pr.
2156

Paed. pr. 2156

.aed. pr. 2156

Paed. pl. 2156

Liebe

und

Rechtschaffenheit.

Ein

Jugendschriftchen.

Mit 12 Kupfern.

Bayerische Staatsbibliothek München

R

Memmingen,

in der Christoph Müllerschen Buch- und Kunsthandlung.

1816.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn die Menschheit zu höherer moralischer Vervollkommnung immer mehr heranreifen soll, so muß der Anfang dazu bey der aufblühenden Jugend gemacht werden; denn je früher das moralische Gefühl in den jugendlichen Seelen geweckt und gebildet wird, desto mehr Sinn und Geschmack findet alsdann bey heranwachsenden Jahren der Mensch; herrlichere und edlere Früchte sittlicher Thaten und Handlungen werden auf dem schön und fleißig bestellten Felde aufkeimen.

Dieß ist denn auch die Absicht dieser Jugendschrift. Möchten nur alle Eltern den Winken, die in den Erzählungen liegen, ihre ganze Beherzigung und Aufmerksamkeit

schenken. Es sollte in denselben ein solcher Erzählungston gewählt seyn, der weder zu kindisch, noch für das zarte Alter gar unverständlich wäre; der Erstere muß vermieden werden, denn das zu kindische drückt auch den Kindergeist nieder, statt ihn zu erhöhen, durch den Letztern würde die Absicht verfehlt werden.

Den Abschnitt: der vierzehnte Geburtstag, mögen Eltern ihre Kinder, die dieses Alter noch nicht erreicht haben, überschlagen, und ihn erst in jenem Alter lesen lassen, oder ihn mit Klugheit leiten. Die schön gestochenen Kupfer werden gewiß den Werth dieses Schriftchens erhöhen.

Möchten nur Verfasser und Verleger so glücklich seyn, ihre Tendenz nicht verfehlt zu haben, und durch geneigte Aufnahme zur Fortsetzung ermuntert werden.

Memmingen, 1816.

Inhalts-Verzeichniß.

Eleonorens Jugend ---------------- Seite 1
Eleonorens redlicher Vorsatz, wahrhaft gottesfürchtig zu seyn ---------------- 6
Eleonore kennt ihre Bestimmung -------- 10
Eleonore beschäftiget sich mit ihrem Censurbuche ---------------------- 11
Der vierzehnte Geburtstag ------------ 15
Eleonorens Körpers- und Geistes-Schönheit 23
Eleonore besucht ihren Bruder ---------- 26
Etwas über die körperliche Erziehung ---- 33
Warnung vor Näscherey --------------- 39
Die Reise zu Fuß ------------------- 42
Karoline bittet für arme Kinder bey ihrem Vater ---------------------- 81
Modest nimmt auf Franzens Bitte einen Waisen an --------------------- 83
Der Bediente Johann erhält Verzeihung -- 85
Das schöne Weihnachtsfest -------------- 87

Liebe zum Frieden .... Seite 88
Augustens Geburtstag 90
Freywillige Abbitte 91
Boshafter Spaß 92
Die gekränkte Margarethe 95
Habt Liebe 104
Kalte Geschwister-Liebe 116
Eitelkeit 118
Mitgefühl 124
Religiosität 128
Gehorsam und Anhänglichkeit gegen die Eltern 133
Karl Sommer kommt in das Blankensteinische Haus 150

Eleonorens Jugend.

Eleonore von Liebenfeld, die Tochter eines zwar nicht sehr reichen, aber doch angesehenen und alten Geschlechtes, in einer mittelmäßigen Stadt, züchtig von Sitten, keusch von Geberden, und von einem reinen und unbefleckten Herzen, genoß bis in das zwölfte Jahr ihres jugendlichen Alters die vorzügliche Pflege und Bildung ihrer frommen, verständigen Mutter. Geleitet durch sie zu jenen weiblichen Tugenden, welche die Zierde einer jungfräulichen Seele sind; gebildet an ihrer Hand zu der Bestimmung, welche die Natur ihr selbsten anwies; erzogen, mehr für den stillen, einsamen Familienzirkel, in welchem die eigentlichen Freuden des wahren und glücklichen Lebens zu kosten sind, als für die große

Welt, in der sich zwar manche gefallen, die aber den Menschen fast nie zum eigenen Selbstbewußtseyn kommen läßt; vertraut gemacht mit der wahren Weisheit des Lebens, die den Menschen vor Irrwegen sichert; ausgeschmückt mit dem schönsten Edelsteine desselben, der überall auf das herrlichste glänzet, ohne durch seinen Schimmer zu blenden, mit der Religion, welche den Menschen zum Menschen der gegenwärtigen Welt, und zum Bewohner der künftigen erziehet. Reizende Blüthe! die kostbare Früchte zu werden verhieß, besonders unter der Pflege einer so weisen Leiterin, verbunden mit der Sorgfalt eines fleißigen Gärtners, dem ihr Vater glich, der die gemachten Anlagen der Mutter in der Erziehung der Tochter aufs emsigste, mit nicht geringer Einsicht zu verschönern suchte. Selten war es nöthig, ein Unkraut auszujäten, das im gedeihlichen Boden einwurzeln wollte, öfters wohl schädliche Raupen zu entfernen, und die Pflanze von Insekten zu reinigen, die ihr nachtheilig werden wollten.

Unter solcher zärtlichen Pflege wuchs Eleonore schön heran, jeder, der sie näher kannte, bewunderte und liebte sie hoch. Oft ergötzten sich Vater und Mutter an dem reizenden Bilde ihrer Tochter; noch öfters würzte die Freude über sie, und die so viel versprechende Hoffnung von ihr, das einfache Mahl, das sie zur Stärkung des Körpers genoßen; denn bey allem ehrlichen und redlichen Streben war es dem Vater doch nicht vergönnet, sein Vermögen groß zu vermehren, weil das zeitliche Glück ihm nur manchmal einen matten Seitenblick zuwarf.

Zu manchen erlittenen Unfällen gesellte sich für ihn ein sehr empfindlicher: unvermuthet wurde seine Gattin von einer tödtlichen Krankheit, einem hitzigen Entzündungsfieber, überfallen; über ihre sonst holden Lippen kam kein Wort mehr, sich selbsten völlig unbewußt, starrte sie die Umstehenden an. Sanft und unermüdet war die Pflege, welche die zwölfjährige Tochter ihr leistete; nie kam sie vom Bette der zärtlichen Mutter, als wann nur unvermeidliche häusliche

Geschäfte sie abriefen; mit Thränen der Wehmuth und des Jammers benetzte sie die Hände, die so viel Gutes ihr thaten. Stille erhob sie ihr Herz zu dem, den sie als Vater der Menschen kannte, und betete: Mein Vater! ach erhalte mir doch meine gute Mutter, schenk' ihr Genesung! damit sie noch ferner mich leite auf meiner Jugendbahn, doch dein Wille geschehe! Auf einmal schimmerte ein Funke der Wiedergenesung, aber ach! bald erlosch er wieder. Die Kranke kam auf eine kurze Zeit zu ihrer Besinnung, in welcher sie einige nöthige Anordnungen traf, auch nur mit wenigen Worten ihre Eleonore bat, den betretenen Pfad nicht zu verlassen, und ihrer kleinern Schwester stets als Muster vorzuleuchten. Weine nicht! sprach sie, Eleonore, fasse dich! wisse, Gott ist und bleibt dein Gott, auch wann ich, deine Mutter, nicht mehr an deiner Seite bin, bleib ihm getreu! ich sterbe ruhig deinetwegen, denn fest weiß ich, du wirst getreu der Tugend bleiben: Vergiß mich und meiner Tugendlehren nicht! Um

Vergiſs mich und meiner Tugendlehren nicht.

Christiane wegen bin ich etwas bekümmert, denn sie verräth einen Sinn, der nie zur Festigkeit gelangen wird; verlaß sie nicht, leite, führe, schütze sie, bewahr ihr Herz vor Flatterhaftigkeit! noch ist sie jung, sie mag wohl noch gebildet werden. Du Christiane, folge deiner Schwester! sie wirds ja gut mit dir stets meinen; versprichs mir in die Hand, du wollest auch ein frommes Mädchen werden. — Sie schmeichelte sich gar nicht mit der Hoffnung, von ihrem Krankenlager je wieder aufzustehen, denn sie selbst verspürte es wohl, daß es bey ihr bald völlig Nacht werde; aus Schonung aber gegen ihren lieben Mann und ihre lieben Kinder verbarg sie ihnen das, wovon sie selbst so überzeugt war, und stellte sich heiterer, als kaum ihre kränklichen Umstände es erlaubten; plötzlich aber entfärbt sie sich, blickt nochmal zärtlich auf ihre Lieben hin, schließt dann die Augen, und schlummert sanft hinüber, in jene bessere Welt. Untröstlich war der Vater über diesen Verlust, bitter weint Karl, der fünfzehnjährige Sohn, laut klagte

Christiane, ein neunjähriges Mädchen; gen Himmel blickend seufzete Eleonore, aber bald erhob sie ihre klägliche Stimme voll Fassung und betete, über den Leichnam der entseelten Mutter: „Vater des Lichts, sende mir Stärke, um das, dir und der erblaßten Mutter geschworene Gelübde, der Tugend treu zu bleiben, nie zu verletzen! Mein und meiner Schwester Schicksal stehet in deinen Händen, sind die Pfade gleich steil, die wir zu wandeln haben, du weißt sie zu ebnen; wie du uns führest, ist gut, denn was du thust, ist wohl gethan! Nimm mit den Dank, o du Verklärte! in jene Welt, für alles das, was du an uns gethan hast!"

Eleonorens redlicher Vorsatz, wahrhaft gottesfürchtig zu seyn.

Des Abends am Sterbetage ihrer Mutter gieng sie in ihr Schlafgemach, zollte zuerst der Natur ihre Gebühren, ließ den Thränen des

Schmerzens und der Betrübniß freyen Lauf, weinte ihre Augen roth, und seufzte laut im Klageton; aber bald behaupteten Vernunft und Religion ihre Rechte, und führten sie in die ruhige, gelassene Fassung einer frommen, jungen Christin zurück; sie fieng dabey folgendes Selbstgespräch an: Ja, es muß wahr seyn, woran meine selige Mutter mich so oft erinnerte, und ein heiliger Paulus mich lehret: die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütz, und hat die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens; vergiß, mein Herz ja dieses nicht! Keine Lockung, kein Schimmer und Glanz, nicht Armuth und Niedrigkeit, kein Glück, so günstig es auch seyn mag, kein Ungemach, so drückend es auch sey — ach! ist es nicht ein trauriges Geschick, der zärtlichsten Mutter, einer so treuen Führerin, so weisen Rathgeberin, eines so vortreflichen Musters, noch so jung, so unerfahren, beraubt zu seyn! — soll meinen Entschluß erschüttern! Hat nicht meine selige Mutter, mit meinem lieben Vater, einen schönen Grund in mein Herz

gepflanzt? auf diesen will ich fortbauen; mein Vater im Himmel wird mir beystehen, ein festes Gebäude der Tugend und Gottseligkeit aufführen, dasselbe stets verschönern und verherrlichen zu können, bis auch ich wieder mit meiner Mutter vereiniget werde. Jetzt sollst du, mein Herz, die Wahrheit bekennen: Gott ist und bleibt Vater, auch wenn er den Seinen rauhe Wege zu gehen vorzeichnet, er kann die dunkeln Gänge unsers Schicksals erleuchten, er wird auch dir Licht seyn auf deinen Wegen, in Gott will ich nun bleiben, dann bleibt er in mir; in ihm mein Leben führen, dann ist es ihm gefällig; ihn lieben in meinen Nebenmenschen, denn wer die liebet, der liebet Gott; will helfen, will erquicken. Mit heiligen Gedanken, reinen Begierden, will ich mein Herz umzäunen, und so jeder sündlichen Neigung den Zugang in dasselbe versperren. Alle Pflichten meines Standes, die ich kenne, und noch kennen lerne, will ich aus Achtung gegen sie nach dem Maße meiner Kräften erfüllen, und mich beeifern, wie meine verklärte

Mutter kurz vor ihrem sanften Entschlummern mir heilig befahl, meiner kleinern Schwester den Weg zu zeigen, der zur wahren Ehre und zum reinsten Glücke uns leitet; mit willigem Gehorsam die Befehle meines Vaters ehren, und so ihm die Thränen abtrocknen, die das Andenken an seine traute Freundin ihm entlocken wird. Hier ward sie unterbrochen, denn es rief ihr der Vater.

Unter den Effekten der seligen Mutter fand sich ein versiegeltes Papier mit der Ueberschrift: An meine Tochter, Eleonore, aber erst an ihrem vierzehnten Geburtstage zu eröffnen; diese nahm dasselbe also gleich zu Handen, bewahrte es heiligst, und war sehr begierig auf den Inhalt desselben; doch glaubte sie die Achtung gegen ihre entschlummerte Mutter zu verletzen, und sich selbst zu entehren, wenn sie gegen den ausdrücklichen Befehl derselben, die ihr wohl weislich die frühere Eröffnung nicht erlaubte, dasselbe entsiegelte. Indessen fühlte sie bey sich selbst einen Drang, über sich und ihre Bestimmung nachzudenken.

Eleonore kennt ihre Bestimmung.

Sie hatte schon von ihrer klugen Mutter gelernt, daß ein Theil ihrer Bestimmung das häusliche Leben sey, in welchem sie ihre vorzüglichsten Freuden und Vergnügungen suchen sollte, und auch finden werde; wo sie ihre Thätigkeit üben, ihre Einsichten beurkunden, wo sie wirken und leuchten könne. Sie wußte es, ohne daran erinnert werden zu dürfen, daß ihre Bestimmung nicht Putz- und Spieltisch, nicht Modejournal und Tändeley, und aller mögliche Genuß von Lustbarkeiten sey, sondern die Aufsicht über den ganzen Umfang des Hauswesens, Anordnung, Leitung und Führung desselben; sie kannte die Wichtigkeit desselben nach dem ganzen Umrisse, und es wollte ihr nur schwer fallen, auf einmal alleine, noch so jung, im Hauswesen die Stelle der Mutter zu vertreten, denn ihr Vater vermochte nicht, eine Haushälterin zu halten, die

meistens sehr kostspielig sind. Aber mit bewunderungswürdiger Klugheit und Sorgfalt verwaltete sie nun die häuslichen Geschäfte, als wäre sie schon lange in der Führung derselben bestens bewandert. Das Wohl ihres Vaters und ihrer Geschwister galt ihr mehr, als selbst erlaubte Freuden ihres jugendlichen Alters, die sie nur sparsam und weislich genoß; und so wuchs sie heran, schön gestaltet am Körper, aber auch schön gebildet durch ihren Vater, durch die erst eingeprägten Lehren ihrer seligen Mutter, und durch sich selbst, an ihrem Geiste und an ihrer Seele.

Eleonore beschäftiget sich mit ihrem Censur-Buche.

An einem Sonntage — den Eleonore gern dazu anwandte, ihren Geist mit Weisheits- und Wahrheits-Schätzen göttlicher Lehren, bald durch Betrachtung der Größe Gottes in der freyen Natur, in welcher sie gern, besonders in

den reizenden Umgebungen ihrer Geburtsstadt, theils alleine, theils mit einer guten Freundin wallte, bald durch erbauliche Schriften zu bereichern — beschäftigte sie sich mit ihrem Censur-Buche, weil sie wußte, daß keine Zeit besser angewendet sey, als die, welche man seiner moralischen Bildung wiedmet. Ihr Lehrer in der frühern Jugend empfahl ihr ein solches Buch zu führen, in welches sie ihre Fehler, eben so wie ihre Tugenden, aufzeichnen sollte, weil dieses ein vortrefliches Mittel sey, sich von Fehlern und Mängeln freyer, hingegen in allem Guten vollkommener zu machen. Ohne irgend eine Partheilichkeit, Nachsicht und Schonung gegen sich, zeichnete sie, und zwar mit bittern Thränen der Reue, aber mit dem redlichen Entschlusse, die gemachten Fehler zu meiden, den sie auch heilig ausführte, die an irgend einem Tage begangenen Fehler, erhaltenen Ermahnungen und Zurechtweisungen, auf, dazu sie aber bey ihrem Streben nach Rechtschaffenheit weniger Veranlassung fand, als zu der Bemerkung ihres

ausgeübten Guten; dieß zeichnete sie vorzüglich aus dem Grunde auf, um einen Barometer ihrer Sittlichkeit stets vor Augen zu haben. Nur mit wenigen Worten, und immer mit dem Ausdrucke der grösten Bescheidenheit, bemerkte sie dasselbe, nebst irgend einem erhaltenen Lob ihrer Eltern. Mit jugendlicher Schaam erröthete sie über Nachläßigkeiten, und versank in schmerzliche Betrübniß. Bey einer solchen Scene, wo sie sich der Thränen nicht enthalten konnte, trat unvermuthet ihr Vater in ihr Schlafzimmer, bemerkte ihren Unmuth und auch ihre Verlegenheit bey seiner Erscheinung. Warum bist du, meine liebe Eleonore, so traurig? Er warf einen Blick auf das vor ihr liegende Buch, das sie eiligst entfernen wollte, und las die Worte: Censur-Buch. Auf sein Verlangen reicht sie ihm dasselbe, doch nicht ohne Erröthung und mit abgewandtem Blicke. Er erkannte ihre Strenge bey ihren wenigen Unarten, und ihre große Bescheidenheit bey ihren Tugenden; hob diese heraus, übersah hingegen jene mit Vorsatz,

ertheilte ihr das ihr gebührende gerechte Lob, theils wegen Führung eines solchen Censur-Buches, theils wegen ihres lobenswürdigen Betragens, mit dem er sehr zufrieden zu seyn alle Ursache hatte; zeigte ihr, wie das viele Rühmliche das Tadelhafte weit übertreffe, und stellte ihr, die von ihr schon vortheilhaft erlangte höhere Stufe der Vervollkommnung dar; schloß sie in seine Arme, mit dankendem Blicke gen Himmel, der ihm eine so brafe Tochter schenkte. Mit Thränen der Freude benetzte er ihre Stirne, und sie mit Zähren der Rührung seine Hände. Tochter! rief er aus, du, meine Wonne und Freude! du, die Linderung meines Schmerzens über die hingeschiedene Mutter! wandle muthig fort auf der schön betretenen Bahn, sie wird dich gewiß zum schönsten Ziele führen, denn Gott läßt es denen, die fromm bleiben, noch zuletzt wohl gehen.

Der vierzehnte Geburtstag.

Inzwischen rückte der vierzehnte Geburtstag heran, auf den sich Eleonore freute, wie kleine Kinder auf den heiligen Christtag, weil sie fest überzeugt war, ihre verklärte Mutter werde ihr was Wichtiges, und für sie höchst Intressantes schriftlich mitgetheilt haben; denn die sehr weise und einsichtsvolle Mutter hatte über einen besondern und wichtigen Gegenstand, bey ruhiger Muße und mit ernstem Geiste, bey dem Genuße der frohesten Gesundheit, ihre Gedanken schriftlich aufgesetzt, um sie ihrer Tochter zu übergeben, die sie lieber schriftlich, als mündlich belehren wollte. Früh nun, ehe die Sonne ihre goldenen Strahlen auf unsere Erdscheibe warf, verließ Eleonore ihr Lager, dankte Gott zuerst für seine Wohlthaten, für das Glück des Lebens, und eröffnete darauf, doch mit zitternder Hand, den versiegelten Aufsatz, der folgenden Inhalts war:

Meine liebe Eleonore! Es mag dich wundern, daß deine Mutter sich schriftlich, statt mündlich, mit dir unterhält, und von ihrer bisherigen Gewohnheit abweicht; allein besondere Gründe haben mich dazu bestimmt, die du beym Lesen wohl selbst dir wirst sagen können, deßwegen will ich sie hier nicht auseinander setzen. Ich kann dich nicht in die grosse Welt treten laßen, ohne ein Wort über dieselbe mit dir zu sprechen. Wenn ich es schon einigermaßen könnte darauf ankommen laßen, daß du dir selbsten, besondere Regeln aus Beobachtungen ableiten könntest, so wird dir doch ein Fingerzeig von deiner Mutter nicht unerwünscht seyn, der dir einen klugen und treuen Wegweiser an die Seite giebt.

Du trittst nun gleichsam aus deinem bisherigen Kreise heraus, in welchem es dir gewiß sehr wohl war, denn die Kinderjahre sind unstreitig glücklicher, als die Jugendjahre, ja wohl die glücklichsten. Dir wird der Zutritt in die große Welt eröffnet. In derselben wirst du oft, ja gar oft, ganz andere Menschen finden, als in unserm

kleinen, beinahe möchte ich sagen, auch unschuldigen, Familienzirkel. Personen wirst du finden, die ganz andere Grundsätze, Gesinnungen haben, als wir, deren Handlungsweise von der unsrigen sehr weit entfernt ist. Kluge Vorsicht ist nöthig, um nicht im unvermeidlichen Umgange mit ihnen sich zu verstoßen. Eigne dir aber ihre Grundsätze nicht zu, denn sie sind oft verderblich; nehme ihre Gesinnungen nicht an, sie sind nicht immer rein; ahme ihre Handlungsweise nicht nach, sie ist nicht immer edel. Der Honig, den sie zu kosten geben, ist öfters mit Gift vermischt, der die Seele verpestet. Schon oft, ist manche jugendliche unerfahrene Seele verunedelt worden. Werde taub! wo du nicht hören sollst; seye blind! wo du nicht sehen darfst; verstumme! wo Schweigen klug, und Reden thöricht ist. Ziehe dich zurück! wenn man dich geflissentlich hervorziehen will; laße dich nicht immer finden! wenn man dich absichtlich sucht. Prüfe die Geister! die dich umflattern. Traue nicht jedem glatten Worte! denn es enthällt oft einen schädlichen Stachel. Seye

mehr mißtrauisch gegen die, welche sich zu dir ernstlich drängen. Höre nicht auf Schmeicheleyen! sie sind eine gefährliche Lockspeise. Bewundere nicht die Töne der Zauberflöte der Sinnlichkeit! sie verstimmen gar oft die Seele. Denke! die große Welt gleicht einer Sirenen-Welt. So wie nicht alles, was schimmert, Gold ist, so sind nicht alle Worte ächt.

Es wird sich dein Körper vervollkommnen und verschönern, werde nicht stolz auf deine körperlichen Vorzüge! verschwende keine Zeit auf seine Verschönerung! je natürlicher, desto unschuldiger; je einfacher, desto edler; je ungezwungener, desto erhabener. Mit der höhern Bildung des Körpers, wird sich, woran ich nicht zweifle, du giebst mir die süße Hoffnung dazu, dein Geist auch immer vervollkommnen, und deine Seele verschönern; du wirst daher die Aufmerksamkeit Vieler auf dich ziehen, die aber nur deine Körpers-Schönheit bewundern, und deßwegen süß und holdselig mit dir reden; wisse! Die wenigsten solcher Geschöpfe, verstehen die Schönheit der Seele zu schätzen.

Daher, je mehr die Jahre, wo du gefallen wirst, sich nähern, desto mehr ist Aufmerksamkeit auf sich selbst nöthig; ein einziger unachtsamer Augenblick auf sich selbst, hat schon oft manche Thorheiten gebohren, auf die, bittere Reue folgte.

Selbst in unserm Geschlechte giebts nicht lauter edeldenkende, und aufrichtiggesinnte Seelen: es finden sich auch einige welche die Freundschaft mißbrauchen, oder Freundschaft blos heucheln, um desto sicherer ihres Zwecks nicht zu verfehlen. Schließe dich daher nicht an jede an, bey der, der Name Freundinn, wohlfeil ist. Vertraue dich nicht jeder, welche in den ersten Freundschafts-Stunden, vertrauungsvoll sich zeigt, und scheinbare Geheimnisse bey dir niederlegt, es mißbrauchen solche meistens, das in sie gesetzte Vertrauen. Haben solche verstellte Freundinnen ihre neu erworbene Freundinn auf einer gewissen Stelle, wohin sie dieselbe führen wollten, gebracht, so verlassen sie die betrogene Freundinn, und überlassen sie alsdann ihrem eigenen Schicksal. Nur klein seye also die Zahl deiner Freundinnen, wo möglich

aus dem jugendlichen Zirkel: pflücke alsdann die Blumen des Lebens nicht für dich allein, sondern sammle sie zu einem schönen Strauß für deine Freundinn!

Halte dich von Personen eines höhern Standes, als der deinige ist, weislich entfernt; Gräfinnen und Fürstinnen haben schon höhere Meynungen von ihrem Geblüte. Aber Personen von niedrem Stande verachte niemalen, du verachtest sonsten dich selbst.

Vermeide alle Spielpartieen! deine Börse kann sich nie dazu eignen; und die Börse deiner Eltern ist zu sparsam gespickt. Die Natur reicht dir genugsamen Stoff dar, dir angenehme Unterhaltungen zu verschaffen. Ein schönes Buch giebt dir bleibendern Gewinn, als der Gewinn einiger Thaler im Spiele.

Freunde aus dem andern Geschlechte zu haben, stehet deinem Alter nicht an; verstehe mich recht, meine Tochter! denn ein Freund ist viel werth; und ein Freund ist oft nachtheilig: dieß Widersprechende will ich dir einstens näher entwickeln;

wandle ich aber nicht nahe an deiner Seite, so laß dir dasselbe von deinem guten Vater entziffern. Vermeide mit Personen des andern Geschlechts alle zu nahe Berührung; verweile nie mit einer derselben an einem einsamen Orte; ja nicht in einer schattichten Laube; nicht in einer Gegend, welche reizbar für Nerven, und für Empfindungen ist!

Wenn ich dir schon zutrauen darf, daß du dich niemalen in geheime Verbindungen mit einer Person vom andern Geschlechte, wider Wissen und Willen deiner Eltern, einlassen wirst, so kann doch diese Wendung nicht unnütz seyn: glaube es mir, meine Tochter! dergleichen Verbindungen zogen schon die bitterste Reue nach sich; entweder folgte eine Auflösung, oder ein harmvolles Leben auf sie. Am wenigsten glaube, daß dir ein glückliches Loos zufalle, wenn etwa ein Jüngling aus einem höhern Stande dir besonders geneigt scheint, dich vorzieht, oder wohl gar dich einstens wählen wollte: man lebt am glücklichsten in demjenigen Stande, in dem man geboren ist. Nahet sich einstens diese

Zeit, wo du aus dem jungfräulichen Stande selbst treten wirst, so sey dir ein Jüngling willkommen, dessen unschuldige, reine Seele, die kraftvolle Jugend ausspricht: Greisen-Jünglinge, welche die Welt schon zu sehr genossen haben, verpesten edle Familien.

Denke über diese wenigen Worte weiter nach, und bereichere sie mit deinen Bemerkungen, aus eigener Erfahrung gesammelt. Umschließt mich etwa bald die Mutter-Erde, so denke, o wahrlich, herzlich gut hat sie's, die Mutter, mit mir gemeint! Vergiß dann meiner, vergiß der Tugend nicht!

Dabey lag ein von der mütterlichen Hand gezeichnetes und gemahltes Vergißmeinnicht! das die Tochter, als ein kostbares Kleinod aufbewahrte. Eleonore ward auch hierauf ganz ernst, und entfernte sich niemalen von dem klugen Wegweiser, den ihre gute Mutter ihr hinterließ, und dankte ihr oft in ihrem Herzen für denselben. Unter ihrer Hand ward dieser Aufsatz mit sehr viel wichtigen Bemerkungen bereichert, die vielleicht einstens mitgetheilet werden.

dir doch ein Fingerzeig von deiner Mutter nicht unerwünscht seyn, die dir Anleitung giebt, zu höherer und richtigerer Erkenntniß zu gelangen. Du bist bestimmt, und ich zweifle gar nicht, daß auch dich die göttliche Vorsehung zu derselben führen wird, Gattin und Mutter zu werden. Es rücken die Jahre nun näher heran, wo du dieser Bestimmung entgegen reifst. Gattin sollst du werden. Große Bestimmung! Lebensgefährtin, Freudenschöpferin und Freudengeberin; du sollst genießen, und genießen lassen die Freuden des Lebens und theilen dieselben, die sinnlichen und geistigen Vergnügungen; selbst das Glück des Lebens zu erhöhen, und die Beschwerden desselben zu erleichtern suchen; sollst deinen künftigen Gatten beglücken, den Unmuth von seiner Stirne wischen, und durch Genüße wohlriechender und süßschmeckender Freuden ihn zur treuen Erfüllung seines Berufs stärken; sollst ihn sichern, schützen bey Gefahren, die der Tugend drohen, und mit ihm den manchmal bedornten Pfad, ohne muthlos zu werden, getrost

fortwandern; die Blumen des Lebens nicht für dich allein pflücken, sondern sie sammeln zu einem Straus für deinen Gemahl. Ich müßte befürchten, dich zu beleidigen, wenn ich nur noch ein Wort über diese deine Bestimmung hinzusetzen wollte, besonders, weil ich noch eine andere delikate Sache zu berühren habe. Deine Bestimmung ist auch, nach der Natur — verhülle dein Angesicht mit dem Tuche der Schamhaftigkeit, wische dir eine auflodernde Röthe von deinen Wangen weg, beherzige mit ernstem Sinn, wozu die Mutter-Natur auch dich machen wird — Kinder zu gebähren, Mutter zu werden. Du trägst in dir einen Keim, der allmählig heranreift; die Zeitigung, die Ausbildung, die Dauer desselben wird dir vielleicht manches Mißbehagen verursachen, und dich warnen, nichts zu genießen, das ihm schadet, durch nichts ihm wehe zu thun; du verschließt in dir einen elektrischen, brennbaren Stoff, der durch Begattung ein brennender Feuerfunke wird, damit das menschliche Geschlecht fortgepflanzt

werde. So wie in der Natur, zur Vermehrung und Fortpflanzung, zweyerley Gattungen von gleichen Wesen vorhanden sind, so auch bey uns Menschen. Die Körper derselben besitzen Zeugungs- Fortpflanzungs- Kräfte, die, wenn die Natur nicht gemißbraucht wird, erst zu einer Zeit erwachen, wo die Vernunft Stärke genug hat, des Zwecks sich bewußt zu werden, auf welchen sie gerichtet seyn müssen, und sie zu leiten. Mit diesem bewunderungswürdigen Vermögen des menschlichen Körpers, lassen sich sehr edle Neigungen der Seele verbinden, vorzüglich die Gefühle der Liebe, der Werthschätzung, des Wohlwollens, der Freundschaft und der Dankbarkeit. Von der Anwendung dieser Kräfte ist selbst das Schicksal der Gezeugten und die ganze Fortdauer der menschlichen Gattung abhängig. Die Natur hat dem Weibe die Reitze nicht blos zur Bewunderung und Anstaunung verliehen, damit begnüget sich kein Mann, sondern zum Genuße. Wie der Baum nicht blos blühet und Früchte trägt, um des Menschen Auge zu

ergötzen, ohne sie pflücken zu dürfen, so hat der Mann das Recht, die weiblichen Reitze sich zuzueignen; in einer nach christlichen Grundsätzen geschlossenen Ehe darf bey keuschem, züchtigen Sinn kein Theil darüber erröthen, der Vater des Menschengeschlechts sagte es selbsten: Seyd fruchtbar und mehret euch, du wirst, und zwar mit Schmerzen, (weil eine große Ausdehnung des Körpers, die zwar schon nach und nach weislich die Natur selbst vorbereitet, erfordert wird,) Kinder gebähren. Genieße auch einst die Liebe in den Armen eines edeln, tugendhaften Mannes! du darfst des Mannes Liebe, dem du aus freyer Wahl die deine schenkst — (fest bin ich es überzeugt, der Vater wird dir, wie ich, in diesem Stücke nichts vorschreiben, denn Liebe läßt sich nicht gebiethen, wohl aber leiten,) mit deiner Liebe lohnen. Der schön gewölbte Busen, durch den die Natur mit besonderer Zierde vor dem Mann uns schmückte, ist nicht blos so schön und regelmäßig angebracht, um die Reitze zu erhöhen,

und sich sinnlich zu vergnügen, sondern, wenns je möglich ist, die erste Nahrung dem Pfand der Liebe darzureichen; du wirst darinnen selbst, bey einiger Beschwerlichkeit, doch süßes Vergnügen und unbeschreibliche Wonne empfinden; denn Mutter, Schöpferin, Gebährerin glücklicher Geschöpfe zu seyn, gewährt die höchste, süßeste Empfindung einer Menschen-Seele. So wie die erste physische Erziehung allernächst von der Mutter abhängt, so kann und soll sie auch den Saamen schöner Tugenden in die Seele ihres Lieblings streuen, die keimende Saat reinlich erhalten, sie fleißig ausjäten, und alle Geistes- und Seelen-Fähigkeiten zu erhöhen suchen. Denke Tochter, ganze Geschlechter der Nachwelt hängen mit ihrem Wohl und Weh von ihrer ersten Pflegerin, der Mutter, ab. — Du staunst über deine erhabene Bestimmung, siehest deinen Werth um viel erhöhter, deine bescheidene Selbstschätzung wächst, und der innigste Dank steigt aus reiner Seele zu dem empor, der hiezu dich selbst bestimmte. Denke

über diese wenigen Worte weiter nach, und erreichst du, was ich wohl selbsten zu erleben wünsche, diese deine Bestimmung, wirst du Gattin und Mutter, so bereichere sie mit deinen Bemerkungen, aus eigener Erfahrung gesammelt; statte sie aus mit deinen Beobachtungen, und belehre auch deine Töchter, welche der Himmel dir schenkt, von dem, wozu sie ihr Daseyn erhielten. Umschließt mich aber wohl schon dann, wann der Brautkranz dich schmückt, die Mutter-Erde, so denke: O wahrlich, herzlich gut hat sie's, die Mutter, mit mir gemeint! Vergiß dann meiner, vergiß der Tugend nicht! Dabey lag ein von der mütterlichen Hand hübsch gezeichnetes und gemahltes Vergiß mein nicht! das die Tochter, als ein kostbares Kleinod, aufbewahrte; Eleonore ward hierauf etwas ernst, sie konnte sich aber auch manches besser erklären.

Eleonorens Körpers- und Geistes-Schönheit.

Im 17. Jahr ward Eleonorens körperliche Bildung gänzlich, und zwar auf das edelste und vollkommenste, vollendet. Kein andres Frauenzimmer übertraf sie an Reitz, Schönheit und Anmuth. Ihr Haar war blond und etwas lockigt, ihr Auge sanft feurig und sprechend, die Nase ein wenig gebogen, die Ohren klein, die Haut so fein und zart, daß jedes Aederchen sichtbar war; ihr Hals, weiß wie der frisch gefallene Schnee; die Farbe ihrer Wangen dem Rosenrothe ähnlich; schön geformt die rothen kleinen Lippen; die Zähne so nett wie Elfenbein: bey allem diesem hatte sie noch überdies eine sanfte, angenehm klingende Stimme, wer sie reden hörte, glaubte mehr als Menschen-Stimme zu hören; kurz, die Natur schien an ihr alles aufgebothen zu haben, um sie zu einer

der schönsten Personen ihres Geschlechtes zu bilden. So wie ihr Körper ein Ideal der weiblichen Schönheit war, so war auch ihre Seele das Ideal weiblicher Tugenden. Entfernt von der Eitelkeit, die ihrem Geschlechte so gerne eigen ist, und von der übertriebenen Liebe zum Körper-Putz. Eleonore, eigentlich nach ihrem Stande mehr arm an irdischen Schätzen als reich, aber sehr reich an Schätzen des Geistes und der Seele, die keinem Verluste unterworfen sind, erhöhete ihre Schönheit und vermehrte ihre Reitze, weder durch nichtige Schminke noch durch sonst erkünstelten Ersatz, brachte dieselbe niemals wissentlich zur Schau, und doch bezauberte ihre Schönheit alle Männer. Zweydeutigkeiten war sie gram, unsittlicher Scherz ihr verhaßt, Schmeichlern das Ohr verstopft, züchtig ihr Blick, keusch ihr Busen, rein ihr Herz, anspruchlos auf übertriebenes Lob und auf schnell verduftenden Weihrauch. Dem andern Geschlechte flößte sie tiefe Hochachtung gegen sie ein. Erobern und buhlen wollte sie

nicht, sie suchte nur geachtet und geschätzt zu werden; all diesen Tugenden legte sie noch die Krone auf, durch eine fromme gläubige Seele, die nicht blos in ihrem Innern Religion verschloß, sondern sich auch nicht schämte, öffentlich zu zeigen, was ihr kostbarster Schatz sey, ob sie gleich allem äusserlich Frömmelnden abgeneigt war. Schon ein paar junge Herren bewarben sich um ihre Liebe, unter denen der eine sich wohl verlauten ließ, sie und die Ihrigen glücklich zu machen; aber keiner war ihrer Liebe würdig, da sie nur nach ihren körperlichen schönen Reitzen lüstern, aber stumpf gegen die Seelen-Zierde waren, weil ihnen selbst diese mangelte. Um nicht zu beleidigen, denn Niemanden wollte sie wehe thun, schützte sie die nöthige Gegenwart ihrer Person im väterlichen Hause vor.

Eleonore besucht ihren Bruder.

Schon ein paarmal bat sie der in der Residenzstadt glücklich versorgte Bruder, ihn auf einige Zeit zu besuchen, und nun wiederholte er seine Bitte gerade zur Karnevalzeit; zwar bezeugte sie wenig Lust, weil sie lieber zur Zeit, wo die Natur in ihrer, nach der Winterruhe aufblühenden Schönheit anmuthsvoll pranget, die Reise zum Bruder gemacht hätte; allein die Bitte war zu dringend, und der Vater selbst unterstützte dieselbe. Groß war die Freude im Hause des Bruders, und mannigfach die Vergnügungen, die man genoß. Jeder, der sie sah, noch mehr, wer mit ihr redete, verließ sie bezaubert, mit dem Geständniß: wahrlich! ein schöner reiner Engel in Menschengestalt! Einfach, aber geschmackvoll war stets ihr Anzug, und ungezwungener Anstand sprach für ihre Tugend. Als sie auf einem Ball der Fürstin des Landes vorgestellt wurde, erwarb sie sich bald die Achtung, ja wohl die Liebe

Gez. v. I. F. Küchlin. Gest. v. A. Dusch.

Eleonore wird der Fürstin des Landes Vorgestellt.

derselben, so daß sie sich öfters mit ihr auf's leutseligste unterhielt. Von Seiten des Hofes ward ihrem Vater ihretwegen eine vortheilhafte Niederlassung in der Residenzstadt angeboten, die er auch beynahe benutzt hätte, um sorgenfrey zu athmen, wenn nicht seine Tochter, in einem besondern Schreiben, ihren Vater sehr gebeten hätte, für die Gnade zu danken.

Ein junger vornehmer Fremder — der sich seit einiger Zeit am Hofe aufhielt, bisher noch unverheirathet, indem er lieber gleich einem Schmetterlinge herumflatterte, und hie und da genoß, wo Genuß ihm gestattet ward, der aber die schönste Zeit seines Lebens, und die besten Kräfte seines Alters verschleudert, und die reinen Lebenssäfte mit unreinen vertauscht hatte, wie sein Aussehen ganz deutlich verrieth — strebte ihr überall nach, kam öfters ins Haus ihres Bruders, und suchte sie zu gewinnen, aber vergebens, denn sie wollte nicht die Gattin eines jungen Greisen werden. Schon war sie im Begriff, alle Anstalten zur Abreise zu machen, als noch um

einige Wochen dieselbe aufgeschoben wurde. Auf einem abermaligen Balle zog sie sich die ganze Aufmerksamkeit eines blühenden, schönen und artigen Jünglings zu; alles, was er an ihr sah, Anzug, Gang, Anstand, Tanz, gefiel ihm so sehr, daß plötzlich, ehe er noch ein Wort mit ihr wechselte, der Gedanke durch seine Seele fuhr: Dieß Frauenzimmer ist für dich geschaffen! Er näherte sich ihr mit aller Hochachtung, und mit dem edelsten Anstande fliegt er mit ihr auf leichten Füßen durch den Saal, ward durch ihre bezaubernde Stimme und ihr Gespräch noch mehr entzückt, und für sie eingenommen. Hoch hob sich auch ihr weisser Busen, ohne ganz klar sich die Ursache davon sagen zu können. Welch ein Jüngling! so dachte sie auf einmal, und so ward ohne Wissen Beider das schönste Band geknüpft. Als er nun einen seiner Freunde fragte: ob er dieß Frauenzimmer nicht näher kenne, nicht wisse, wer sie sey, und wo sie wohne? so ward sein Herz betrübt, als dieser sagte: er sehe dasselbe zum erstenmal; noch mehrere, die er kannte,

waren ausser Stande, befriedigende Antworten seinen Fragen zu ertheilen. Voll Unmuth entfernt er sich, als er dasselbe auch vermißte und nicht mehr erblickte. Trotz aller Nachfrage kam er auf keine Spur. Schon will der Muth ihm sinken, als ihm sein Innerstes versicherte: mit dieser wirst du glücklich seyn, sie wird die Deine werden. Nachdem er nun zwey Tage die ganze Stadt, Eleonoren aufzusuchen, durchwanderte, so geht er den Sonntag darauf früh in die Schloß-Kirche, voll süßer Hoffnung, sie darinn zu sehen, weil ja der beste Prediger daselbst auftrat. Nicht täuschte ihn die Hoffnung, er fand, was er so sehnlich suchte. Ein Blick von ihr begegnet von Ohngefähr seinem Auge, und eine sanfte Röthe, die ihre Wangen noch schöner mahlte, erhöhte ihren Reitz. Weg war die Andacht in Beider Seelen! sie hörten blos des Redners schöne Worte, aber den Vortrag zu fassen, war ganz vergebens. Starr blieb sein Blick auf sie geheftet, und wie verstohlen blitzt manchmal auch ihr feuriges Aug ihm zu. Nach Endigung

des Gottesdienstes schleicht er von Ferne ihrem Fußtritt nach, merkt sich genau das Haus, in das sie trat, und schon nach einer Stunde ist er beym Bruder, den er zum Glück gut kannte, und theilt ihm den Wunsch des Herzens mit. Da dieser selbst den Vater wie den Jüngling kannte, ob er wohl gleich in einer andern Stadt den Wohnort hatte, so trägt er kein Bedenken, den Wunsch der Schwester mitzutheilen; sie giebt dem edeln Jüngling selbst das Wort, weil ja ihr Herz ihn zu besitzen wünschte, ihm schon gehörte, doch nicht anders, als wenn auch seine lieben Eltern und ihr Vater geneigt sich dazu zeigen würden. Gleich nach einer Woche erhält der Sohn vom Vater Briefe, er wolle nicht entgegen seyn dem Wunsche seines Sohnes, wenn anders die Wahl mit Weisheit getroffen sey, daher er noch nähere Auskunft nöthig habe. Inzwischen wird Eleonore von ihrem Vater abgerufen, der von der Tochter künftigem Glücke bis izt noch gar nichts wußte. Sie macht sich nun zur Reise fertig; auch Theodor, so hieß ihr trauter

Gez. v. J. F. Küchlin. Gest. v. A. Dusch.

Eine gut gebildete und gesittete Tochter ist hinlänglich begütert.

Jüngling, schickt sich zur Heimathreise an, kömmt aber bald von ihr zurück, und begleitet seine liebe Braut zu ihrem Vater. Mit unbeschreiblicher Freude kommen Beide im väterlichen Hause an. Der Vater, schon von seinem Sohne Karl unterrichtet über die Veränderung des Standes seiner Schwester, wenn die Genehmigung des Vaters noch erfolge, empfängt das liebe Paar mit Zärtlichkeit, ertheilt den Segen eines wahrhaft frommen Vaters, nachdem er noch vorher dem edeln Jüngling seinen geringen Vermögenszustand ohne Rückhalt frey entdeckte; dieser erinnerte denselben an Paulus Ausspruch: Eine gut gebildete und gesittete Tochter sey hinlänglich begütert; wie auch an das, was der große Dichter der Vorwelt Horaz behauptet: Das gröste Heirathsgut sey der Eltern Tugend. Entzückt hierüber umarmt jener das neue Mitglied der Familie, und dankt der Vorsehung, daß sie ein solches Glück seiner Tochter beschied. Eleonore küßte des Vaters Hand voll dankbaren Gefühles. Ehe sie am ersten

Abend wieder, im väterlichen Hause, nach Abwesenheit von mehrern Wochen, und nun in einem ganz neuen Verhältniße, sich zur Ruhe begab, sammelte sie noch ihre Gedanken, und übte die Pflicht aus, die ihr heilig schien: sie fiel auf ihre Kniee, und dankte der allweisen Leitung ihres gütigen himmlischen Vaters, erflehte von ihm Beystand und Segen zu ihrem neuen Stande, gelobte ihre Würde auch in demselben zu behaupten und ihre Bestimmung zu erreichen, nie von der Unschuld des Herzens zu weichen, Treue und Liebe nie zu verletzen, die neuen Pflichten, die ihrer warten, gewissenhaft zu erfüllen, und sich der Hochachtung und Liebe ihres Lebensgefährten immer mehr zu versichern, worauf ein süßer Schlaf ihre matten Glieder erquickte. — Ohne Prunk ward das Hochzeitfest gefeyert. — Dem Vater ihres Mannes gewann sie mit jedem Tage mehr Hochachtung ab, und die ganze Stadt, deren Mitbürgerin sie nun geworden war, zollte allgemein ihr Werthschätzung. Aus ihrer übrigen Lebensgeschichte verdienen vorzüglich diejenigen

Epochen ausgehoben zu werden, in denen sie als Muster aufgeführt werden darf, besonders als weise und kluge Erzieherin, weil sie von der sonst gewöhnlichen Erziehungsart (dieses Geschäft hatte sie vorzüglich zu besorgen, weil dem Vater, seiner Geschäfte wegen die Zeit dazu mangelte,) weit abwich. Ihren größern Kindern vom 5ten Jahre an befahl sie nie eine Tugend, verbot und untersagte ihnen nie eine Unart, und doch betrugen sich ihre Kinder vor vielen sehr empfehlungswürdig; sie erwählte sich die Geschichte zum Mittel der Erreichung ihres Zwecks.

Etwas über die körperliche Erziehung.

Eleonore sorgte als eine zärtliche Mutter für die Gesundheit ihrer Kinder auf's Beste, und wollte sich aller Beschuldigung, durch Verzärtelung oder durch Süßigkeiten und erkünstelte Speisen dieselbe geschwächt zu haben, verwahren; sie ließ ihnen daher einfache, nährende, leicht verdauliche, wenig gewürzte, und mäßig gesalzene

Nahrungsmittel zubereiten, theilte fleißig reifes Obst unter sie aus, weil dasselbe die Säfte erfrischet und verdünnet, auch reichte sie ihnen nur einfaches Getränke; die Kinder blieben daher gesund, und befanden sich wohl. Nicht so die Kinder einer Verwandtin, die mit Süßigkeiten überladen wurden. Als einstens eines ihrer Kinder gleichsam bedauerte, daß sie wenige Leckerbissen erhielten, so setzte sie ihnen auf eine leichte Art aus einander, daß es für den Menschen entehrend sey, leckerhaft zu seyn, wodurch er gar leicht üppig werden könne, hingegen aber rühmlich, sich selbst zu bezähmen, und an Enthaltsamkeit zu gewöhnen, welche dem menschlichen Körper ein gutes gesundes Ansehen erhält, wobey sie nun folgende Geschichte, die in dem schönsten Buche, das wir besitzen, enthalten ist, erzählte. Der babylonische König Nebukadnezar fiel über das jüdische Volk unter ihrem Könige Jojakim her, machte es zinsbar, und führte viele desselben als Gefangene mit nach Babel, unter denen auch Kinder der vornehmsten Juden,

und zum Theil sogar einige aus der königlichen Familie waren; vier davon zeichneten sich vorzüglich aus, so daß ihre Nahmen die Geschichte auf das Ruhmwürdigste nennt, unter denen ein Daniel oben ansteht. Sie gaben mit einander ein großes Beyspiel der Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und getreuer Beobachtung der Gesetze ihrer väterlichen Religion; nach denselben war ihnen der Genuß mancher Speisen unerlaubt. In Babylonien kamen sie in eine Lehranstalt, in welcher sie aufs kostbarste gespeiset wurden. Diese Jünglinge aber waren zu gewissenhaft, diese köstlichen Gerichte zu genießen, sie schoben sie daher zurück, und aßen nur diejenigen Speisen, welche nach ihrem Gesetz erlaubt waren, mehrmalen mußten sie deßwegen fasten. Der Vorgesetzte stellte sie darüber zur Rede, sie baten ihn aber, daß er ihnen nur Gemüse, d. i. Vegetabilien und Wasser möchte reichen lassen; dieser weigerte sich lange, ihnen ihre Bitte zu willfahren, und gab ihnen zu bedenken, daß er sich schwere Verantwortung beym Könige zuziehen würde, wenn sie

bey der schlechten Kost auch ein schlechteres Ansehen, als die übrigen babylonischen Jünglinge, in der Bildungs-Anstalt erhielten. Durch die wiederholten Bitten aber ließ er sich doch bewegen, einen Versuch zu machen; zu nicht geringem Erstaunen bemerkt er, daß sie bey ihrer mäßigen und einfachen Kost ein weit gesünderes und besseres Ansehen hatten, als die übrigen, die auf das herrlichste gespeiset wurden. Als sie bald darauf dem Könige vorgestellt werden mußten, so bewunderte er sehr ihre schöne Gestalt, ihr frisches Aussehen und ihre blühende Gesundheit, wie auch ihren ausgezeichneten Verstand.

Dieser fügte sie noch eine andere Erzählung bey, von einem Mädchen, das sie in der Jugend kannte, und die mit ihr aufwuchs. Catharinchen, so hieß dasselbe, aß sehr viel Süßigkeiten und kostbare Leckerbissen; freylich hatte sie ihre Mutter, da sie ihr liebstes Töchterchen war, selbsten verdorben, denn diese erlaubte ihr den Genuß solcher, für ihr Wachsthum und ihre Gesundheit nachtheiligen Süßigkeiten; dafür aber

sah auch das Mädchen stets übel aus, und keine jugendliche Farbe bemahlte ihr zartes Gesicht, ihr Wachsthum wollte auch gar nicht gedeihen, die Säfte ihres Körpers wurden sehr verdorben, so daß sie öfters über Uebelkeiten und Schmerzen im Unterleibe und Magen klagte, ja endlich wurde sie sehr krank; der Arzt, welcher gleich, weil sie mit Süßigkeiten umringt und umlagert war, die Ursache der Krankheit einsah, verordnete Arztneymittel, die ihr unangenehm schmeckten, sie durfte auch nur wenige Speisen zu sich nehmen, und überdieß noch keine Süßigkeiten genießen; ja er sah sich genöthiget, wenn sie genesen und in Zukunft einer bessern Gesundheit sich erfreuen wollte, ihr dieselbe gänzlich zu verbieten. Das Mädchen aber, das zu sehr daran gewöhnt war und die Enthaltsamkeit gar nicht kannte, achtete nach hergestellter Gesundheit auf den Rath und die Vorschrift des Arztes im geringsten nicht, sondern setzte nachher, freylich ohne Wissen der belehrten Mutter, den Genuß der Süßigkeiten wieder so unvorsichtig fort, daß es, nachdem es

sein Geblüt und alle seine Leibessäfte verschlimmert hatte, an einem schleichenden Fieber in seiner besten Jugend endlich starb.

Bey dieser Gelegenheit sagte ihr ältester Sohn: Ohnlängst hat mir mein lieber Lehrer, als ich bey ihm im Cornelius das Leben und die Thaten Timotheus, eines athenienſischen Feldherrn übersetzte, folgende Anekdote von ihm erzählt: er habe einmal den Entschluß gefaßt, seiner prächtigen Feldherrntafel zu entsagen, um bey dem Plato zu speisen; dieser bewirthete ihn zwar nur mit einem einfachen Mahle, wußte ihn aber dabey auf die angenehmste Art zu unterhalten. Bey seiner Rückkehr nach Hause sagte er zu den Seinigen: wer heute mit dem Plato speiset, der genießet morgen noch Vergnügen davon! Hiedurch gab er seinen Tadel gegen die prächtigen und überflüßigen Mahlzeiten zu erkennen, von denen am folgenden Tage selten eine angenehme Empfindung übrig sey. Als er dem Plato den Tag darauf begegnete, so sagte er voll Freude zu ihm: mein lieber Plato! bei dir

speiset man am zweyten Tage noch besser, als am ersten. — Merkt euch, ihr lieben Kinder! sagte die Mutter, dieß Urtheil eines großen Mannes über die Ueppigkeit sowohl, als auch über die Frugalität des Lebens.

Warnung vor Näscherey.

Eleonore wußte es wohl, daß manche Kinder einen großen Hang hätten, von Eßwaaren und Getränken zu naschen, d. i. etwas von denselben zu genießen, wenn es niemand sehe; sie hielt diese Begierde für sehr unanständig und wohl gar für höchst gefährlich, weil durch sie auch andere Begierden und Gelüste erweckt und genähret werden, alsdann aber es sehr schwer falle, sie zu mäßigen, zu unterdrücken und auszurotten; daher suchte sie dieser sinnlichen Lust recht frühzeitig auch bey ihren Kindern den Eingang unmöglich zu machen. Als sie einstens allein an einem Abend ihre Kinder um sich versammelt

hatte, weil der Vater einer Reise wegen abwesend war, so erzählte sie wieder eine Geschichte, da sie gewohnt war, auf solche Weise ihre Kinder in irgend einer Tugend zu bestärken, zu irgend einer Pflicht aufzumuntern, von irgend einem Fehler abzuhalten, oder zurück zu führen.

Frau Sophie von Lustwalden hatte unter ihren Kindern eins, das die üble Gewohnheit zu naschen an sich hatte. Oefters untersagte die brafe Mutter ihm dieselbe, ja sie züchtigte wohl ein paarmal dasselbe, aber vergebens! das Mädchen Helena ließ doch nicht davon ab. Nichts war der guten Mutter mehr daran gelegen, als diese herrschende Neigung ganz auszurotten, und weil mancherley Mittel fruchtlos waren, so machte sie mit einem andern einen Versuch. Auf ihrem Landgute, auf dem sie sich jetzt befand, hatte sie eine kleine Hausapotheke, um im Nothfall gleich etwas bey der Hand zu haben, wenn irgend jemanden aus ihrem Hause eine Unpäßlichkeit zustieß. Mit Vorsatz ließ sie nun aus der Apotheke in der Stadt ein Brechwasser kommen, das

für die Näscherin Helena bestimmt war, welches sie von ihrer Krankheit, der Näscherey, heilen sollte. Sie stellte daher dasselbe an einen Ort, wo das Mädchen nicht argwohnen konnte, daß das Gläschen zu ihrer Prüfung und Heilung bestimmt sey, auch wußte sie wohl, daß Helena nicht alles, sondern nur etwas trinken, und sich also keine Gefahr zuziehen werde. Als die junge Näscherin das Glas erblickte, so erwachte alsogleich die herrschende Begierde, das darinn befindliche Wasser zu kosten, indem sie Zimmetwasser vermuthete; ob es schon dieses nicht war, so schmeckte es doch süße, denn die Mutter hatte es vorsetzlich versüßet. Helena kostete, und zwar wegen der Süßigkeit mehr, als sie im Sinne hatte; die Mutter, welche sorgfältig auf ihr Kind achtete, merkte gar bald den Genuß von ihrem Töchterchen, sie gab ihm, ohne die Ursache anzugeben, ungesalzene Fleischbrühe zu trinken, um die Operation zu befördern. Nach einem kleinen Stündchen empfindet das Kind große Uebelkeiten, und bald fängt die absichtlich

erzeugte Wirkung an. Die Mutter, sich verwundernd und mitleidig stellend, fragt gleich dasselbe, ob es etwas ohne Wissen gegessen oder getrunken hätte; voller Angst gesteht Helena ihre begangene Näscherey; die Mutter jammert und spricht: Mein Kind! was hast du gethan? Gift hast du getrunken! es ist aber noch dein Glück, daß es dir auf diese Art ergeht; diese Näscherey hätte dir gar leicht das Leben kosten können. Das Töchterchen weinte bitterlich; nach vollendeter Operation versprach es unter vielen Thränen, gewiß in seinem ganzen Leben nicht mehr zu naschen; es hielt von nun an Wort.

Die Reise zu Fuß.

Eleonore hatte schon öfters ihren Kindern zu Gemüthe geführt, daß man schon in der Jugend lernen müsse, Weichlichkeit und Bequemlichkeit zu entbehren, weil man bey höhern Jahren in mancherley Lagen kommen könne, wo es gut

sey, nicht allzuzärtlich und weichlich erzogen zu seyn. Sie schlug daher ihren Kindern, mit Erlaubniß ihres Mannes, eine Reise zu Fuß zu ihrem alten Vater vor, auf der sie gewiß vier Tage zuzubringen hätten. Alle vier Kinder hüpften vor Freude, und riefen: Ey! eine Reise zu Fuß zum Großvater! Alexander, ein zwölfjähriger Jüngling, eilte zum Hauslehrer und brachte ihm die Nachricht: eine Reise zu Fuße zum Großvater! nicht wahr, Sie gehen doch auch mit? ohne Sie wäre die Reise nicht vergnügt! geschwind sagen Sie mir die Meilen, Dörfer, Flecken, Städte, durch die wir zu wandern haben, ich zeichne sie alle auf in meine Schreibtafel, und mache mir dann gleichsam eine kleine Landkarte; auch die Berge und Flüße nicht zu vergessen! Karl, ein sechsjähriger Knabe, sagte: lieber Vater! liebe Mutter! ich darf doch auch mit? ich nehme meinen großen Fuchsen mit, auf ihm zu reiten, wenn ich müde bin: hoch auf lachte Henriette, ein zehnjähriges Mädchen, über den hölzenen Fuchsen! wirst recht weit auf ihm

kommen, so weit, wie in der Kinderstube! Auch die noch zärtlichere, obwohl ältere Wilhelmine, von acht Jahren, machte sich ebenfalls anheischig zur Fußreise. Wohlan, sprach nun die Mutter nach ein paar Tagen, Kinder, rüstet euch zur Reise, morgen wird sie angetreten; nun fieng jedes an, sein kleines Gepäcke zu machen; große Thätigkeit und Zurüstung herrschte unter dem jungen Kindervolke. Alexander verglich die Reise mit dem Auszuge der Kinder Israel aus Egypten. Wie wird der Großvater sich wundern, sagte Henriette, wenn wir alle bey ihm zusprechen, und dazu noch zu Fuß ankommen; er wird wohl glauben, wir hätten den Wagen im nächsten Dorfe zurückgeschickt. Die ganze Nacht träumten die Kinder von der Reise, und Karl von seinem Fuchsen.

Ein schöner Morgen eines Sommertages war es, als früh mit 5 Uhr die Reise angetreten ward. Alle nahmen scherzend, doch zärtlich, Abschied vom Vater, und wünschten bey der Rückkehr ihn gesund wieder begrüßen zu können,

mit dem Versprechen, ihm recht viel von der Reise zu erzählen. Alexander versprach ihm, eine Reisebeschreibung zu liefern. Jedes der Kinder trug sein kleines Gepäcke auf dem jungen Rücken; mit muntern Schritten verliessen die jungen Pilgrime den Wohnort; ausser demselben befahl die sorgfältige Mutter nebst dem Hauslehrer, langsamer zu gehen, um sich nicht unnöthig zu ermüden. Die bekannten Umgebungen waren nun größtentheils verlassen; neue Gegenstände, niemalen gesehen, kamen zu Gesichte, des Fragens und der Verwunderung war nun kein Ende. Alexander blieb fast beständig an des Hauslehrers Seite. Im ersten Dorfe, eine Stunde von ihrem Wohnplatze, wozu sie aber beynahe zwey Stunden brauchten, labte sich die Reisegesellschaft mit einer süßen Milch, und die Personen, welche dieselbe gut kannten, wunderten sich nicht wenig über die Wanderschaft. Das Mittagsmahl ward in einem Dorfe eingenommen, das Alexandern und Henrietten nicht ganz unbekannt war, weil

sie schon ein paarmal mit ihren Eltern eine Spazierfahrt dahin gemacht hatten.

Am Nebentische saß ein reisender Handwerksbursche bey einer Kanne Bier und einem Stücke schwarzen Brods, das er sich beides wohl schmecken ließ, nachdem er vorher etwas warme Milchsuppe verzehrt hatte. Er sah manchmal mit begierigen Blicken auf den Tisch der Gesellschaft herüber, als ihr die gut zubereiteten Speisen wohl schmeckten. Alexander merkte, daß er, da ein Braten aufgetragen ward, bey sich selbst seufzete; sogleich sagte er ganz leise zu der Mutter: der dort sitzende Reisende hat gewiß schon lange keinen Braten mehr geschmeckt, und vielleicht einige Tage oder wohl gar Wochen kein Fleisch gegessen, darf ich ihm nicht mein Stückchen reichen, denn ich habe mich schon satt gegessen, und bekomme doch wohl öfters Fleisch und Braten zu speisen. Sogleich legte die Mutter noch ein Stück, nebst einem weißen Brod hinzu, und Alexander reichte es dem Reisenden, mit dem Wunsche, sich es wohl schmecken zu lassen;

dieser dankte höflich, und wollte der Mutter die Hand küssen, betheuerte dabey, daß er schon ein ganzes Vierteljahr weiter nichts anders gegessen habe, als was er so eben gespeist habe, weil ihn bisher das Unglück verfolge, keine Werkstätte zu bekommen, und bald werde die Noth bey ihm größer werden, wenn ihm Gott nicht bald zu einer Arbeit helfe, da sein bischen Geld nur noch aus einigen Groschen bestünde. Alexander nahm einen Teller, legte einen Zwölfer darauf, Henriette, Wilhelmine folgten ihm, der kleine Karl bat in seinem Nahmen die Mutter darum, nach welcher auch der Hauslehrer das Seinige hinzulegte, wodurch der Handwerksbursche fl. 1. kr. 30. erhielt. Eine Thräne der freudigsten Dankbarkeit glänzte in seinen Augen, wodurch das eingenommene Mittagsmahl aufs herrlichste gewürzet ward.

Bis 3 Uhr Nachmittags wurde ausgeruhet, darauf der Wanderstab ergriffen, und munter weiter vorwärts geschritten. Jetzt kamen sie bey einer alten verfallenen Burg vorbey, von welcher

nur noch ein kleiner Ueberrest zu sehen war. Hier, sagte der Lehrer, wohnte N. ein stattlicher Ritter der alten Zeit, nicht der Schrecken der Nachbarschaft, wohl aber der Schutz derselben; er erzählte noch vieles von demselben, und alle horchten begierig zu. Darauf gelangten sie an einen Wald, durch den zwar eine schöne Heeresstraße gieng, aber der Lehrer kannte einen schattichten Fußweg durch denselben. Die Kleinen folgten mit schüchternem Herzen, Wilhelmine klammerte sich fest an die Mutter, auch Henriette entfernte sich nicht von ihr, Karl blieb hart an dem Lehrer, nur Alexander folgte muthvoll. Sind hier in dem Walde, fragte furchtsam Wilhelmine, keine Wölfe und Bären? sey ohne Sorgen! sprach die Mutter, in unserer Gegend weißt man seit mehreren Jahrhunderten nichts von diesen reissenden Thieren, denn unsere brave Vorfahren haben sie fleißig durch die Jagd ausgerottet; indem sie dieß sagte, sprang schüchtern ein Reh aus einem Gebüsch; ach! hier springt ja schon ein Thier! Das ist, rief Alexander, ein

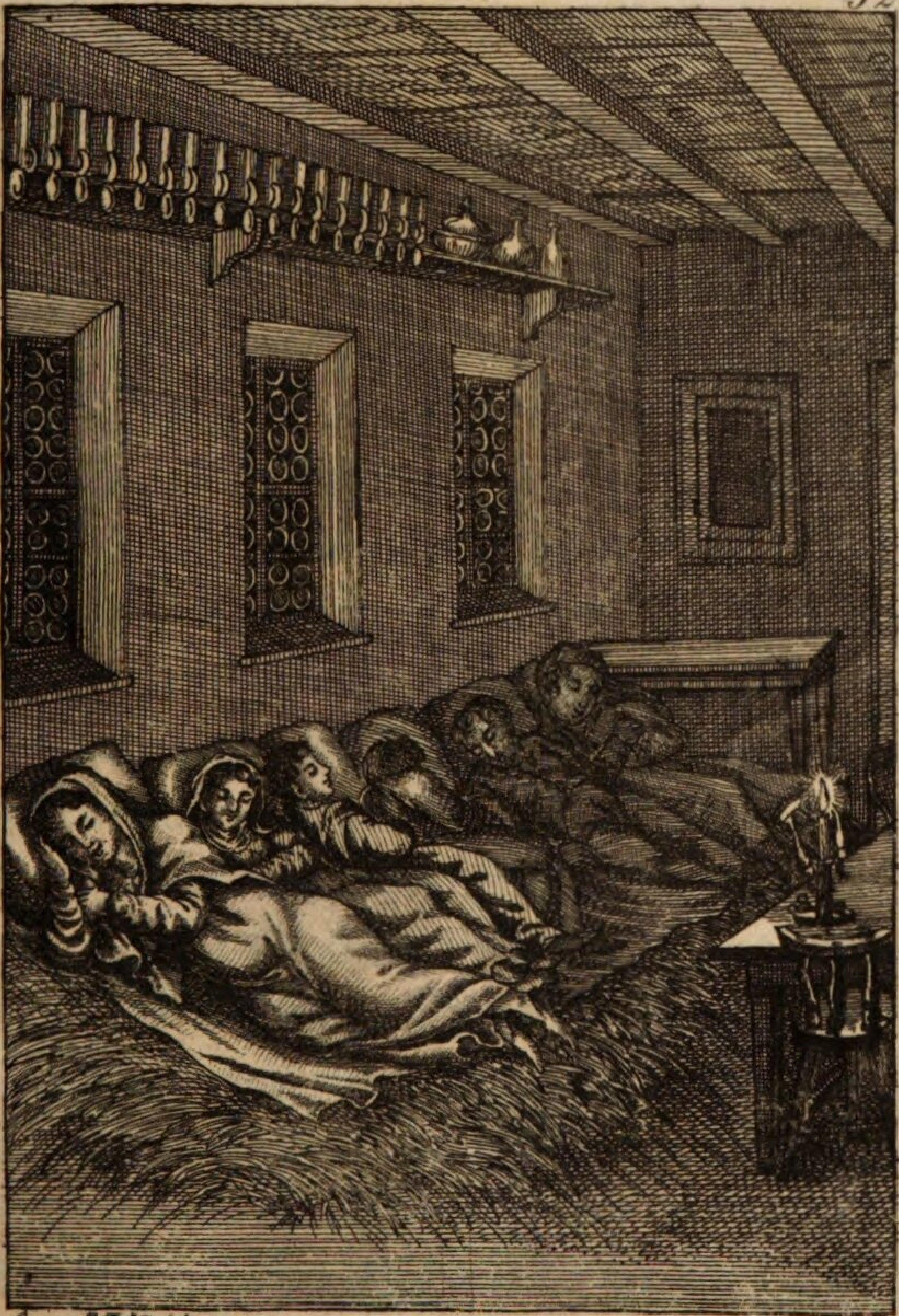
Reh; ein solches möchte ich wohl haben, Mutter! rief Karl. Mittlerweile kamen sie nun aus dem Walde, in welchem die Reise bey schwüler Sonnenhitze sehr wohlthätig war, und in dem auch hie und da frische Erdbeeren abgepflückt wurden. Vor ihnen lag nun das Städtchen J. in einer romantischen Gegend, zwischen zwey schön erhöheten Hügeln; auf einem derselben liegt ein altes Bergschloß, in dem der Graf wohnet, welchem das Städtchen zugehöret, von welchem dem Auge eine schöne Aussicht vergönnet ist; auf dem andern stehet eine berühmte, artige Wallfahrtskirche, zu der angenehme Fußwege führen, die schon den frommen Beter, vorher, ehe er die Kirche betritt, mit heiliger Andacht entflammen; sie verschafft auch dem Städtchen gute Nahrung, denn viele fromme und andächtige Personen nicht allein aus der Nachbarschaft, sondern selbst aus entlegenen Gegenden wallfahrten dahin. Süß war die Ruhe der Nacht, auf den ersten Reisetag, an welchem aber nur 5 Stunden zurückgelegt wurden. Des andern Tages, als

die Sonne mit ihren holden Strahlen unsere Erdscheibe bestrahlte, standen schon die Reisenden bereit, um auch das herrschaftliche Gebäude und die Wallfahrtskirche in Augenschein zu nehmen, und alsdann die Reise weiter fortzusetzen, weil an diesem Tage mehrere Stunden zurückzulegen beschlossen war. Gegen Mittag näherte sich die Gesellschaft einem Orte, von dem ein paar Schlösser hervorragten; hier wurde Mittag gehalten, und die nahe daben liegende Eisenschmelze besehen, dann munter immer vorwärts geschritten. Sie näherte sich abermalen einer Stadt, die mit einem schönen Kirchthurme, in einem angenehmen Thale, prangte, der aber, nebst der Kirche, das einzige schöne Gebäude derselben war. Die Stadt ist übrigens ein sehr nahrhafter Ort, und dadurch berühmt, daß sie der Welt einen Gelehrten, der in mehrern Fächern, als Dichter, Tonkünstler und Geschichtschreiber sich einen Namen erworben hatte, schenkte. Werden wir wohl diesen Mann besuchen? fragte Alexander den Lehrer; das können wir nicht, denn seine

Gebeine ruhen schon längstens im Frieden. Im dreyßigjährigen Kriege, erzählte ferner der Lehrer, hat die Stadt sehr viel gelitten, sie wurde bis auf eine Straße ganz eingeäschert, und nur wenige Familien, die hernach die Stadt wieder aufbauten, retteten sich.

Da die Sonne noch hoch am Himmel stund, so fand die Mutter nicht für gut, schon Quartier zu beziehen. Unter Scherz und Gespräch ward immer froh fortgewandert, bis der Tag sich neigte, und auch nicht einmal klagten heute Wilhelmine und Karl über Müdigkeit. Endlich näherten sie sich, nachdem sie nur einzelne Höfe passirten, einem Weiler. Einmal erhob der kleine Karl seine Stimme, und rief: Mutter! werden wir hier wohl übernachten, meine Füße wollen nun müde werden! Wenn es möglich ist, so nehmen wir hier unser Nachtlager. Mit Vorbedacht hatte sie diesen Ort gewählt, weil sie hier ihre Kinder Entbehrung und Abhärtung lehren wollte. Eine elende Schenke stand mitten im Weiler. Milch und weich gesottene

Eyer, nebst einem ziemlich rauhen Roggenbrod war ihre Speise, und — — Stroh, nebst einem harten Kopfküssen, doch mit frischem Leintuch das Lager; Henriette und Wilhelmine machten große Augen, als ihnen eine solche Ruhestätte zubereitet wurde. Die Mutter aber sagte: Nach dem heutigen zurückgelegten Wege von neun Stunden, werdet ihr sanfter ruhen, als im weichsten Bette, wenn ihr nicht ermüdet seyd; oder wollet ihr noch ein paar Stunden weiter gehen? Nein! nein! riefen die Kinder; es ist ja schon Nacht. Man lagerte sich allgemein, an der einen Spitze die Mutter nebst den beiden Mädchen, an der andern, samt den Knaben, der Lehrer; nach wenigen Augenblicken schliefen die jungen Leute schon so fest, daß sie vielleicht den Donner einer Kanone kaum würden gehöret haben. Keines erwachte, obgleich schon früh um 2 Uhr ein Fuhrmann Lerm machte, und Vorspann verlangte. Erst um 5 Uhr öffneten dießmal die Kinder die Augen. Nun, wie habt ihr geschlafen? fragte die Mutter; recht gut,



Gez. v. J. F. Kuolalin. Gest. v. A. Dusch.

Das Strohnachtlager.

liebe Mutter, riefen sie alle, so gut, als in unsern gewöhnlichen Betten. Nach eingenommenem Frühstück trat man die Reise des dritten Tages an; die Hälfte des Weges war nun zurückgelegt, und also bestimmt, an diesem Tage acht Stunden zu machen, um am vierten frühzeitig genug beym Großvater anzukommen. Auch dieser Tag bot manche Gegenstände, der Aufmerksamkeit werth, dar. Sie kamen nemlich bey einer Glashütte vorbey, die sie besuchten, und die Arbeiten in derselben besahen. Eine kurze Beschreibung lieferte Alexander seinem Vater, und führte in ihr an, daß eine Glashütte bestehe: aus einem Calcinier- Schmelz- und Kühlofen, worinn die verfertigten Gefäße wieder erwärmt, und nach und nach abgekühlt werden; aus dem Glasmagazin zur Aufbewahrung der fertigen Gefäße und aus der Werkstatt des Glasschneiders. Ausser dem letzten seyen die vornehmsten Personen bey einer Glashütte, der Glasmeister, Glasblaser und der Feuerknecht. Das schlechte grüne Glas, aus welchem die gemeinen grünen Bouteillen

gemacht sind, werde blos aus Sand, Asche und Kochsalz bereitet. Zu dem feinern weißen Glas müßten die Ingredienzien mit vieler Sorgfalt zubereitet, der Sand z. E. sauber gesiebet und ausgeglühet, die Steine geglühet, im Wasser wieder abgelöscht, zu feinem Pulver gestossen, und selbst die Potasche durch eine neue Crystallisation gereiniget werden. Die Fritte, d. h. die vermischten Bestandtheile des Glases, werde in Ziegeln dem stärksten Feuer des Schmelzofens so lange ausgesetzt, bis sie flüßig seye. Im Flusse selbst werde der Schaum, der Glasgalle heißt, abgeschöpft; je feiner das Glas werden soll, desto mehr und sorgfältiger müsse die Masse selbst ausgeschöpft, und in kaltes Wasser gegossen werden, damit sie noch mehr von allen groben Theilen gereiniget und geläutert werde. Diese Masse müße, weil sie im Wasser erkaltet ist, auf's neue wieder in Fluß gebracht werden, bis sie ganz helle und lauter genug seye, um zum Gießen oder Blasen völlig geschickt zu seyn. Zum Blasen gehöre eine Pfeife, die ein langes,

eisernes Rohr sey, auch verschiedene Scheeren, ungefähr von der Art, wie die Scheeren sind, die man bey der Schaafschur gebraucht, und noch andere eiserne Werkzeuge, doch ohne Schneide. Wir sahen einige Bouteillen verfertigen, wobey der Glasblaser also verfuhr: er tauchte den Knopf der Pfeife in das flüßige Glas, und nahm so viel davon heraus, als er nöthig hatte, strich mit einem Bleche die Masse bis zum Knopfe der Pfeife herab, rundete sie, und dehnte durch Einblasen die Glaskugel zu einer hohlen Blase aus. Durch Schwingen und Formen mit der Scheere gab er derselben die gehörige Bildung. Selbst die Glastafeln sollen geblasen werden; zuerst seyen sie lange Cylinder, die hernach im Streckofen der Länge nach geöffnet, und auf dessen Boden zu einer Tafel ausgebreitet werden. Brächte man das Glas auf einmal an die kalte Luft, so würde es Risse bekommen, oder gar zerspringen, daher müße man dasselbe nach und nach im Kühlofen abkühlen. Im Jahr 1688 sey von Abraham

Thoward die Kunst erfunden worden, das Glas zu Tafeln zu gießen, wobey auf eigene Art verfahret werde, von dem wohl einiges erwähnt wurde, aber weil kein Guß geschah, so konnte auch dieselbe noch nicht so ganz deutlich, bey dem kurzen Aufenthalt auseinander gesetzt werden. Daß phönizische Kaufleute durch einen Zufall das Glas erfunden, und darauf zu mehrerer Vervollkommnung Veranlassung gegeben haben, ist bekannt. Von den Sidoniern kam die Kunst Glas zu machen, zu den Egyptiern, von diesen nach Italien, und hernach in alle übrige Länder.

Es war nun der Gesellschaft, nach einem langen Verweilen allhier, ein zwar berühmtes Kloster zu besehen, unmöglich, nur flüchtig wurde die prächtige Kirche in Augenschein genommen, und die genauere, aufmerksamere Besichtigung auf eine andere gelegenere Zeit verschoben, um nicht wieder genöthiget zu werden, mit einem Strohlager im Nachtquartier sich begnügen zu müssen, denn die Mutter wollte doch nicht zu

Gez. v. I. F. Küchlin. Gest. v. A. Dusch.

Die Wasserfahrt.

oft diese Probe ihre Kinder machen lassen. Dießmal übernachteten sie in einem artigen, hübsch gebauten und sehr nahrhaften Städtchen, in welchem gute Handlung ist, mit Leinwand, die in der dortigen Gegend häufig gewebt wird. Nahe an der Stadt liegt ein hoher Felsen, auf welchem ein altes, aber unbewohntes Schloß steht. Nicht weit von demselben fließt ein starkes Wasser, das viele Mühlen und andere Werke treibt; über dieses mußte sich die Reisegesellschaft des andern Tages setzen lassen, da man so eben an der Herstellung der Brücke arbeitete, weil sie schadhaft war, und die Herrschaft für gut fand, dieselbe nicht einstürzen, und dadurch ein Unglück anrichten zu lassen. Ach! die beiden Kleinen, Wilhelmine und Karl, zitterten wie Espenlaub, als sie in das Schiffchen steigen mußten; ihre kleinen Hände hoben sie gen Himmel, und flehten, daß doch der Kahn nicht umschlage! Glücklich gieng die Ueberfahrt vorüber, schnell stiegen sie aus dem Nachen, und glaubten neu belebt zu seyn, als sie wieder festen Boden unter ihren

Füßchen hatten. Mit muntern Schritten eilten nun alle der erwünschten Stadt zu, in welcher der liebe Großvater wohnte; schon war nahe die Gegend derselben, als die Mutter eine halbe Stunde vor der Stadt auszuruhen befahl, denn sie wollte nicht eher beym zärtlichen Vater anlangen, als bis die Stunde schlüge, in welcher er vor 62 Jahren diese Welt begrüßte, um dadurch die Freude noch mehr zu versüßen. Ein herrlicher Abend vollendete den heitern und fröhlichen Tag; noch war eine kleine Anhöhe vor der Stadt zu besteigen, von welcher man das Ziel der Reise sah; in einem reizenden Thale, das ein kleiner klarer Bach durchschlängelte, umgeben mit treflichen Weinbergen und reichlichen Obstgärten, lag die Stadt ihnen anmuthsvoll entgegen. Die Mutter ward innigst gerührt, und eine Thräne glänzte in ihren Augen, bey der Rückerinnerung an ihre Jugendjahre.

Lieblich winkte ihr aus der Ferne des heimathlichen Thurmes Spitze entgegen; das in Gedanken erblickende elterliche Haus rief ihr die süßesten

Rückerinnerungen in ihre gefühlvolle Seele. Bey dem Blick auf den nahe gelegenen Ort, der die Gebeine der besten Mutter verschloß, ergrif sie ein heiliger Schauer. Das Gefühl des Wiedersehens des Ortes, wo sie eintrat in das irrdische Leben, konnte sie selbst mehr empfinden, als mit Worten ausdrücken. Die Stadt selbst gehört eigentlich nicht unter die schönen, wohl aber unter die unglücklichen Städte, indem sie sowohl in den ältesten, als auch in den neuesten Zeiten viel Kriegsdrangsal zu erdulden hatte, und besonders die reichen Familien sehr hart mitgenommen wurden. Vornehmlich verstunden die galanten (*) Franzosen die Kunst sehr gut, den Leuten das Mark aus den Beinen auszusaugen, und sie ganz auszuschälen, um nur ihre unersättliche Begierde nach fremdem Gute zu befriedigen, und ihre Gaumen durch

(*) Es ist hier das Wort nicht in dem Verstande zu nehmen, wie es Kotzebue, nach seinen Erinnerungen von einer Reise aus Liefland, in Kaufbaiern gehört hatte. I. Th. p. 56.

die künstlichsten Speisen zu kitzeln, obwohl die meisten, besonders die vom platten Lande in Frankreich, selbst lange nicht so vornehm leben. Diese schon in den ältesten Zeiten erfahrnen Drangsale haben der Familie, aus welcher Eleonore abstammte, großen Schaden und Verlust zugezogen; so daß ihre Vorfahren sich genöthiget sahen, sehr viele Grundstücke, besonders ein inngehabtes Landgut, das gänzlich ruinirt wurde, und wo sie ausser Stande waren, dasselbe wieder herzustellen, zu veräussern; sie retteten nur einige MorgenWeinberge und einiges baares Vermögen, aber auch dieses ward dem Vater der Eleonore verringert, denn sein Weinberg ist von feindlichen Truppen so sehr verderbt worden, daß er ein paar Jahre keinen Nutzen ihm trug; und an seinem baaren Vermögen litt er durch die Unfähigkeit der Zahlpflichtigen, denen die Gelder anvertraut waren, beträchtlichen Verlust. Nur durch die glückliche Versorgung seiner beiden ältern Kinder hatte er sich eines sorgenfreyen Lebens-Abends zu erfreuen. Christiane,

die sich auch verehlichte, war aber nicht im Stande, so gerne sie es ebenfalls gethan hätte, ihren guten Vater zu unterstützen, da sie nur eine mittelmäßige Versorgung traf, und überdieß schon etliche Kinder hatte. Unter mancherley Empfindungen kamen sie dem Stadtthor näher, und so eben schlug die Glocke 6 Uhr. Als sie allbereits die Thorwache anhielt, siehe! da kam Christiane mit zwey ihrer Kinder unvermuthet zum Thor heraus; sogleich waren die beiden lieben Schwestern Arm in Arm, und ein freudiges Bewillkommen fand statt; der Vater ist, sprach Christiane, im Weinberg, und feyert heute seinen 63sten Geburtstag; ich bin eben im Begrif, ihm meine Glückswünsche darzubringen; auch ich, erwiederte Eleonore, traf die Veranstaltung, in derjenigen Stunde den besten Vater mit meinen Kindern zu begrüßen, da er der Welt geschenkt ward. Die beiden Schwestern giengen nun voran, und hatten einander so viel mitzutheilen, daß sie alle Vorübergehenden nicht achteten. Die Kinder machten mit einander gleich Freundschaft,

denn Kinder sind bald mit einander verstanden. Unter schwesterlichen Gesprächen standen sie schon beym Eingange des Weinberges, und bemerkten es nicht, wie der Vater ihnen entgegen gegangen war. Dieser erwartete seine Christiane mit ihren Kindern, blickte also öfters nach der Gegend hin, wo sie herkommen muste. Plötzlich wird er sie gewahr, aber mit ihr noch eine Dame, nebst vier Kindern und einem Herrn. Wer mögen wohl diese seyn? fragte er sich selbsten; bey Annäherung derselben aber kennt er seine liebe Eleonore; schnell eilt er aus seinem kleinen, aber niedlichen Sommerhäuschen, um vor ihnen die Pforte zu erreichen, das ihm auch gelang. Unbeschreiblich war die Freude und rührend der Empfang, als der Vater rief: Wie? woher ihr Lieben? und seine Arme nach seinen Töchtern und Enkeln ausstreckte, als wollte er sie alle auf einmal umfassen und an seine biedere Brust drücken. Anfangs floßen nur Thränen der Freude über das unerwartete, frohe und gesunde Wiedersehen. Kommt, Kinder! sprach der

Gez. v. J. F. Kuehbn. Gest. v. A. Dusch.

Wie? woher ihr Lieben.

Vater, kommt in das Sommerhäuschen, ihr werdet ermüdet seyn, setzet euch und ruhet, dann wollen wir recht Vieles miteinander plaudern. Beym Eintritt wünschten die Enkelkinder dem Großvater zu seinem Geburtstage Glück, und es war sehr drollig anzuhören, wie jedes seine Empfindungen ausdrückte; worauf der Großvater jegliches herzlich küßte. Nicht wenig erstaunte er aber, da er erfuhr, daß die Mutter mit den Kleinen die Reise zu Fuße gemacht habe; unterdessen brachte eine Magd eine Schaale reifer Erdbeeren, und einige Erfrischungen. Ey! Erdbeeren, rief Karl, die sollen wohl schmecken! Der Großvater lächelte vor Freude, wenn sein Auge seiner ältesten Tochter Blicke traf, die stets sein Stolz und sein Vergnügen war. Nachdem die Sonne sich nun neigte, und sanfte Ruhe den Kleinen nöthig war, so suchte man die Stadt; nach einem wohlgeschmeckten Abendessen warfen sie sich insgesamt dem Schlafe in die Arme. Indessen hatte Fama, noch in der späten Nacht wegen Eleonoren viel zu thun.

Es trafen sie einige Frauen der Stadt, als sie mit ihrer Schwester zum Vater in den Weinberg gieng, und bemerkten die kleinen Päckchen, die ihre Kinder trugen; ist das nicht die so glücklich gepriesene Eleonore? fragte die eine; ich meine wohl, erwiederte die andere: das scheint mir sehr fremd zu seyn, in einem solchen Aufzuge zu Fuß, mit allen ihren Kindern! und wie ihr Mann gedankenvoll ihr folgte! Was? ihr Mann? ich glaube kaum! Ja! ja! er wars! ich kenn' ihn gut! Was hat wohl diese Reise zu bedeuten? sie wird ja nicht — — ? Was meynen Sie? Je nun! man kann's nicht wissen! das Sprichwort sagt: es sey nicht alles Gold was glänzt. Ein paar andere Frauen, die diesen folgten, hörten ein und andres von diesem Gespräche. Den folgenden Tag war schon die Stadt mit der Sage voll: Eleonore habe mit ihrem Manne flüchtig werden müssen, er seye gestern spät, und noch dazu mit Frau und Kindern beym Großvater zu Fuß angekommen, den er bisher so reichlich unterstützte. Die Neugierigsten

schickten Kundschafter aus, die in der Nachbarschaft ausspähen mußten; man ward aber durch sie nicht klüger, als Tags zuvor, unbefriedigt blieb also noch immer die eitle Neugierde; ja! ja! so hieß es aufs neue; es mag dem also seyn, denn keines läßt sich sehen. Eleonore aber kam ja nicht, sich und ihre Kinder der Schau nur auszustellen, sondern den Vater zu genießen: manche gönnten ihr den Unfall, den sie erlitten haben soll, denn Tugend und das Glück hat immer seine Neider; doch waren mehrere, die Mitleid ihres Schicksals wegen mit ihr hatten. Zum Glück bedurfte sie des letztern nicht, die Schadenfreude der erstern aber ward beschämt, denn noch am Vormittag des zweyten Tages besuchte sie mit ihren Kindern und dem Lehrer die beste Freundin, die sie von ihrer ersten Jugend kannte, und überall bewillkommten sie die freundlich lächelnden Gesichter der noch lebenden Freundinnen ihrer unschuldigen Jugend; jetzt sahen die Verläumder und die Neider, daß sie sich alle sehr geirret hätten. — Unter den

reinsten Genüssen kindlicher Liebe und zärtlicher Freundschaft eilte die, diesem Besuche bestimmte Woche dahin, und die Tage schienen nur Stunden zu seyn, zu bald erschien die Abschiedsstunde wieder. Schwer fiel die Trennung von dem guten Vater, der lieben Schwester, und trauten Freunden; ungern verließen die Kinder die neu gemachten Verbindungen; von allen Seiten floßen Thränen, es ward gewünscht, es wird versprochen, einander bald, ja recht bald wieder zu sehen. Auf die nemliche Art ward die Rückreise gemacht, und die Kinder hätten um alles keinen Wagen angenommen, denn sie waren beglaubt, sich dann schämen zu müssen. Man nahm aber einen andern Rückweg; auf demselben unterhielt sich die Gesellschaft am ersten Tage mit angenehmer Rückerinnerung der froh und vergnügt durchlebten Woche, und übersah gleichsam die ihr sich darbietenden Gegenstände. Am Nachmittage dieses Tages, als schon ein paar Stunden zurückgelegt waren, zog ein Gewitter am westlichen Himmel herauf, schon ließ sich von Ferne

der Donner hören, ja schon durchschlängelten, doch noch etwas blasse Blitze die Luft; aber noch regnete es nicht, daher die Reisenden ihre Schritte verdoppelten, um ein unfern gelegenes Dorf zu erreichen, das auch glücklich geschah. Karl hatte sich dabey ziemlich erhitzt, und wollte so eben zu einem nahen Brunnen, um seinen brennenden Durst zu löschen, eilen. Glücklicher Weise sahen es Mutter und Lehrer, die erstere rief dem Karl zu, thue es nicht! der letztere führte ihn weg. Das Wirthshaus war nicht mehr zu erreichen, denn das Gewitter ward durch einen starken Wind schnell herbeygetrieben; sie musten daher in das nächste Haus sich flüchten, schneller aber, als man vermuthete, war das Gewitter vorüber. Darauf erzählte die Mutter unterwegs eine kurze Geschichte, wozu der kleine Karl Veranlassung gegeben hatte.

In meiner Jugend kannte ich in der Stadt, die wir heute früh verließen, also wo der Großvater wohnet, ein paar rechtschaffene Eltern, die in ziemlich gutem Wohlstande lebten, weil

sie Gelegenheit hatten, einige Geschäfte mit glücklichem Erfolge zu unternehmen. Diese hatten eine Tochter und einen Sohn; sie wandten vieles auf die Erziehung derselben, aber ließen daneben besonders dem letzten manche Freyheit, worinn sie freylich fehlten, doch aber es nicht versäumten, ihm seine Unarten zu untersagen, und so auch die gute Lehre zu ertheilen, ja nicht, wenn er sich erhitzt hätte, zu trinken, weil er dadurch seiner Gesundheit sehr schaden und sie zerrütten könnte; bey einer Gelegenheit aber, in Abwesenheit der Eltern, wo diese ihn nicht warnen konnten, vergaß er ihre wohlgemeinten Ermahnungen. Er übte sich mit mehrern jungen Freunden auf einem grünen Platze, unfern einer Mühle im Wettlaufen, wodurch er sich sehr erhitzte, und brennenden Durst fühlte; aus vollen Kräften und sehr entblößt sprang er der Mühle zu, und trank beym dasigen Brunnen nach Herzenslust, ohne das wallende Blut vorher allmählig in Ruhe gebracht zu haben. Bey seiner Zurückkunft nahm das Spiel ein Ende,

die ganze Gesellschaft begab sich nach Hause. In der Nacht erkrankt der Knabe; die Eltern zitterten für sein Leben; ein Arzt wird gerufen, Wilhelm examinirt, dieser verheimlichet aber aus Furcht seine unbesonnene That; ein Bekannter aber, der ihn besuchte, erzählte den Eltern, wie Wilhelm sich mitten im Spiele von ihnen entfernte, zur Mühle eilte, und allem Vermuthen nach, daselbst seinen Durst gestillet habe; es wurde zwar alle Mühe angewandt, um ihn zu retten, allein es war alles vergebens; in seinen blühendsten Jahren muste er an der Lungensucht, der Folge seiner Uebereilung und seines Ungehorsams — die er während seiner Krankheit bitterlich beweinte, und alle seine Freunde bat, den weisen Lehren ihrer verständigen Eltern, unbedingt auch in ihrer Abwesenheit beständig zu folgen — frühzeitig sterben. Karl versprach: er wolle diese guten Lehren sich wohl merken, nicht aus dem Sinne lassen, und nie, wenn er erhitzt sey, trinken, lieber eine kleine Beschwerlichkeit einige Augenblicke ertragen, als sich eine größere zuziehen,

und er hielt beständig Wort. Auf dieser Rückreise wurden sie nochmalen, des folgenden Tages, von einem Gewitter begleitet, und durchnäßt. Der Weg führte sie durch Waldung, und also konnten sie unmöglich so deutlich bemerken, daß sich im südwestlichen Horizont ein schwarzes Gewölke zusammenziehe. Beym ersten Schritt aus dem Walde sahen sie, wie sich das Gewitter schon allgemein verbreitet hatte, und vor einer ganzen halben Stunde war kein Haus, noch weniger ein Dorf zu erreichen. Im Walde zu bleiben, war durchaus nicht rathsam, weil Zuflucht unter Bäumen äusserst gefährlich ist, indem die vielen harzartigen Bäume die Blitze so gerne an sich ziehen; die Mutter sagte, und der Lehrer stimmte bey: es ist besser naß, als vom Blitz getroffen, und getödtet zu werden; sie giengen folglich, selbst unter dem stärksten Regen fort, und ehe sie ein Obdach erreichten, waren sie alle bis auf den blossen Leib durch und durch naß. Von einigen fernen Dörfern ertönte der Schall der Gewitterglocken; jetzt machten hie und da einige

Landleute Anstalt, nach der Heimath sich zu begeben. Noch, als sie den Wald verliessen, war die Luft ruhig. Plötzlich aber entstund ein heftiger Sturmwind, Staubwolken thürmten sich auf der Straße hoch auf, so daß sie oft kaum den Weg gewahr werden konnten. Blitzschnell flog alles Volk von Wiesen und Aeckern weg. Ein heftiger Regen ergoß sich aus den Wolken, und das Gewitter war, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, völlig über ihnen, der ganze Horizont ist ein Feuer gewesen. Ein Bauer suchte unter einer am Wege stehenden Eiche mit seinen Pferden Schutz vor den starken Regengüßen, und ermahnte auch seinen Knaben, seine Zuflucht daselbst zu nehmen; dieser aber rief dem Vater zu: Nicht doch Vater! es ist gefährlich unter einem Baume anzuhalten! dieß sagte mir der Schullehrer; seht diese Fremde hier gehen auch fort, und achten des Regens nicht; auch der Lehrer rief ihm zu. Als er im Begriff war, nach einiger Besinnung zu folgen, gerade in dem Augenblicke, da sein junger Sohn sich nochmalen

nach seinem Vater umsah, so fuhr ein feuriger Blitz herab, schlug in die Eiche, und tödtete den Mann. Alle glaubten vom Blitze berührt zu seyn, doch kamen sie glücklich im Dorfe an; noch eine halbe Stunde dauerte das heftige Gewitter, dergleichen man nicht leicht eines erlebte. Nachdem der allzuheftige Regen etwas nachließ, und das eigentliche Gewitter vorüber war, so eilte fast das ganze Dorf, groß und klein, der Eiche zu, unter welcher der vom Blitz getroffene Bauer todt lag. Die Mutter mit vier Kindern und einem Säugling im Arm, wollte auch zu ihrem getödteten Manne eilen: allein man hielt sie, wiewohl mit vielen Widersprüchen von ihrer Seite, dennoch zurück. Ihr Wehklagen, Jammern und das Geschrey der Kinder drang durch Mark und Bein, denn sie verlohr nach dem Zeugniß rechtlicher Leute einen fleißigen Mann, die Kinder einen treuen Vater; jedermann bemitleidete sie sehr, und bedauerte zugleich die Abwesenheit des Ortspfarrers, um das untröstliche Weib einigermassen zu beruhigen. Eleonore

Gez. v. F.F. Kürklin. Gest. v. A. Dewch.

Der Blitzstrahl tödtet einen Bauern.

übernahm daher dieß Geschäfte, die sich auch zu der Unglücklichen begab, und vertrat demnach die Stelle des abwesenden Pfarrers. Alle Anwesenden sperrten Maul und Ohren auf, und zerschmolzen gleichsam in Thränen, als sie eine Frau, selbst durch und durch naß, die noch vom Wasser triefelte, so rührend, theilnehmend und kräftig, die Traurige trösten hörten. Zugleich ertheilte sie den Anwesenden und Umstehenden einige kurze Belehrungen, wie sie sich bey einem Gewitter unter freyem Himmel zu benehmen hätten! Früher nemlich, als sie gewohnt wären, die Pferde auszusetzen, und sich nach Hause zu begeben; sollten sie aber wider Vermuthen von einem Gewitter zu schnell überfallen werden, wie es heute geschehen sey, so sollten sie ja nicht schnell nach Hause reiten oder fahren, denn die Ausdünstung der Pferde, das erhitzte Eisen am Wagen u. s. w. ziehe den Blitz herbey, und man setze sich der Gefahr aus, von demselben getroffen zu werden; ganz langsam müsse man gehen, reiten oder fahren; auch sollten sie unter

keinen Baum, noch weniger unter eine Eiche, sich retten; denn daselbst sey man allezeit der Gefahr des Blitzes am meisten ausgesetzt, wie der unglückliche Mann ihnen einen traurigen Beweis gebe; lieber gebe man sich dem Regen Preis, die Kleider könnten wieder getrocknet werden. — Die Reisegesellschaft mußte hier übernachten; sie ließ die vorräthigen bey sich gehabten Hemder, die vom Platz- und Gewitter-Regen ganz durchweicht waren, waschen, ein eigenes Zimmer zum trocknen heitzen, damit doch am folgenden Tage die Reise weiter fortgesetzt werden konnte. Des Abends unterhielten sich Eleonore und der Hauslehrer mit dem Gerichtsamtmann und dem Schullehrer des Dorfs, die beide in das Wirthshaus kamen, und folgendermaßen Eleonoren anredeten: „Wir sind Ihnen, gnädige Frau! recht vielen Dank schuldig, daß sie das unglückliche betrübte Weib zu trösten suchten." Ja, noch größern Dank gebührt Ihnen, setzte der Schullehrer hinzu, für die Belehrung über das Verhalten bey Gewittern, die hoffentlich

einigen Eindruck bey den Bauern machen und mich rechtfertigen wird, warum ich in meinem Unterrichte in der Schule auch solche Gegenstände berühre. Es geht mir freylich auch, wie manch' anderm Schullehrer, die Bauern sind zum Theil damit unzufrieden, und sagen: Was fängt doch der Schulmeister alles zu lehren an? das hat der Alte uns nie gelehrt; lehre er die Kinder lesen, den Katechismus lernen u. s. w.; wir sind auch groß geworden, ohne dergleichen Sachen zu hören, wozu soll das Zeug für den Bauer? Wenn ich aber den Schulkindern nicht gesagt hätte, wie sie sich bey einem Gewitter unter freyem Himmel verhalten sollten, so wäre der Knabe des verunglückten Mannes auch getödtet worden. Fahren Sie, Herr Schullehrer! sprach Eleonore, in ihren Bemühungen und dem Unterrichte auch über solche gemeinnützige Gegenstände nur fleißig fort, die Früchte werden sich gewiß zu seiner Zeit noch rühmlich zeigen; schon heute haben Sie den Nutzen und den Lohn davon, einen Knaben vom Tode errettet zu haben. Gottes Seegen über

Sie, und ihren fernern Unterricht! Den folgenden Tag konnten sie erst um 9 Uhr die Reise antreten, und mußten noch einen Umweg von ein paar Stunden machen, weil Wilhelmine und Karl keine Lust bezeugten, sich über den See fahren zu lassen, der an derjenigen Stadt lag, in welcher sie Mittag hielten. Dieser See, der einige Stunden, sowohl in seiner Breite als seiner Länge hat, und an dessen Gestade manche Oerter liegen, macht den Aufenthalt in der Stadt angenehm, sonst hat sie freylich nichts Anziehendes, und selbst der Handel ist, unerachtet der vortheilhaften Lage, doch nicht sehr bedeutend, daher Fremde gar bald sie wieder verlassen, wenn sie ihre Augen an der Aussicht geweidet haben. Ueber diesen See hätten sich unsere Reisende können setzen lassen, wenn es nicht die genannten Kleinen, doch zum Glücke der ganzen Gesellschaft, verhindert hätten! Es fuhr von dem Gestade des Sees ein beladenes Frachtschiff ab, in welcher sich auch mehrere Personen befanden. Noch nicht weit hatten sie sich von der Stadt

Gez. v. J. F. Kuehlin. Gest. v. A. Dusch.

Wilhelmine und Karl sind diesmal unsre Schutzengel gewesen.

und dem See entfernt, den sie nebst dessen Gestade noch sehr leicht erblicken konnten, als ein fürchterliches Geheul und Geschrey die Luft anfüllte; das Schiff sank unfern des Ufers, gieng unter, und mehrere Personen verloren unglücklicher Weise, und zwar aus Schuld der Schiffer, die betrunken und zu frech waren und die Segel zu hoch spannten, das Leben; nur wenige wurden gerettet. Nun sagte die Mutter: Wilhelmine und Karl sind dießmal unsere Schutzengel gewesen, ein guter Genius waltete über sie und uns! welch ein großes Unglück hätte uns betroffen! welch eine traurige Nachricht den harrenden guten Vater tief gebeugt! laßt uns Gott danken! und seine gütige Vorsehung preisen, die über unser Leben so gnädiglich waltete!

Mit dem vierten Tage näherten sie sich nun wieder der geliebten Vaterstadt, in welcher der Vater, der beynahe drey Wochen von den Seinigen getrennt war, sehnlichst auf sie harrete, und ihnen einige Stunden weit einen Wagen entgegen schickte; vor dem Gasthofe des Markts

stund derselbe. Karl erblickte ihn zuerst, und rief: Ey! Mutter! unser Wagen! ja er ists, dort geht auch unser Georg! Der liebe Vater, sagte Wilhelmine, ist vielleicht selbst da! Allein überhäufte Geschäfte erlaubten ihm nicht, einen ganzen Tag sich zu entfernen. Wußte er denn, fragte Henriette, daß wir heute zurück kommen? Allerdings, sagte die Mutter, denn ich gab ihm Nachricht hievon. Bey Zeiten, wie es die Mutter auch wünschte, kamen sie auf ihrem Landgut an, wo der Vater ihrer wartete, und freudig alle empfieng. Alexander bat denselben um Nachsicht und Geduld wegen der versprochenen Reisebeschreibung, aus welcher die hier gelieferte Erzählung entstand, denn er wollte nur noch, da er die erste Hälfte beym Großvater ausgearbeitet hatte, die zweyte vollenden.

Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch.

Mit Vergnügen sah Jedermann die Familie des Kaufmanns Modest, denn es waren alle Kinder desselben, ob er gleich ein gar reicher Mann war, so höflich und freundlich, daß sie selbst manche Kinder armer Eltern hierinnen weit übertrafen. Ich hatte auch meine Freude an diesen Kindern; fand ich sie auf Spaziergängen, so gieng ich ihnen nach, um sie zu beobachten, schickte auch wohl manchmal arme und geringe Kinder an ihnen vorbey, um zu sehen, wie sie sich, wenn sie allein zu seyn glaubten, gegen dieselbe benehmen, und fand, daß sie solche immer freundlich grüßten, und auch öfters freywillig beschenkten. Je mehr ich diese gutartigen

Kinder beobachtete, desto mehr zogen sie mich an sich. Ich suchte daher in die Bekanntschaft ihres Lehrers, der sie meistens auf ihren Spaziergängen begleitete, zu kommen. Es gelang mir. Ich bezeugte demselben, wie sehr mir seine Zöglinge gefallen, und bat ihn, er möchte mir doch sagen, wie er es angefangen habe, um sie zu einer so liebenswürdigen Artigkeit zu gewöhnen. Er antwortete: Dazu habe ich nicht viele Kunst gebraucht, ich habe eben denselben den Spruch: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch: recht nachdrücklich empfohlen, und bey vorkommenden Gelegenheiten in Anwendung zu bringen gesucht. Besonders, sprach er, habe ich an der neunjährigen Karoline und dem eilfjährigen Franz bey einigen Gelegenheiten die segensvolle Kraft dieses Spruches zu meiner großen Freude und innigen Rührung recht wirksam gefunden. Hören Sie einmal:

Karoline bittet für arme Kinder bey ihrem Vater.

Den vorigen Winter gieng ich an einem heitern, aber sehr kalten Tag mit den vier ältesten meiner Zöglinge auf ein nahes Dorf spazieren. Unterwegs begegneten wir zwey armen Kindern, die, ohne Strümpfe und Schuhe anzuhaben, in den Wald gegangen waren, um aus demselben Holz zu sammeln, damit sie für ihre kranken Eltern die Stube warm machen konnten. Kaum hatte die neunjährige Karoline diese armen Kinder gesehen, und die Absicht ihres Holzsammelns gehört, so sagte sie gleich: Ey, das wollen wir unserm guten Vater sagen, wie sich diese Kinder plagen müßen, und ihn bitten, daß er ihnen etwas schenke. Die gute Karoline hielt auch Wort. So wie wir heim kamen, so gieng sie sogleich zu ihrem Vater, und bat ihn, er möchte doch den kranken Eltern dieser armen Kinder etwas Holz schicken, und ihr erlauben,

daß sie den armen Mädchen ein Paar Strümpfe schenke. Der Vater stellte sich Anfangs, als wollt' er den Armen nichts geben, und auch durch Karoline nichts geben lassen. Das gute Kind drang aber in ihn, und bat flehentlich: Er möchte sich doch dieser armen Leute erbarmen. Warum bittest du denn so sehr für diese Leute? hielt ihr der Vater entgegen. Darum, antwortete sie, weil ich es auch gern hätte, wenn man mir in einer solchen Armuth etwas schenken möchte, und eine recht herzliche Freude haben würde, wenn ich einen armen kranken Vater, dem dieß nöthige Holz zur Erwärmung fehlte, hätte, und von gutherzigen Menschen etwas für ihn bekäme. Herr Modest umarmte das gute Kind, und schenkte den armen Leuten Holz und Kleider, worüber sich die gute Karoline recht freute.

Modest nimmt auf Franzens Bitte einen Waisen-Knaben an.

So tief Karoline den Spruch: Was du willst, daß dir die Leute thun rc. fühlte und anwandte, eben so tief fühlte denselben der eilfjährige Franz.

Der Prediger auf einem, unserer Stadt nah gelegenen Dorfe, war in den besten Jahren seines Lebens gestorben. Neun Kinder, alle unerzogen, hinterließ derselbe. Der Jammer der sehr achtbaren Wittwe war sehr groß. Wir hörten von diesem Unglück, und giengen, weil wir uns des Sommers öfters in der Kirche des Predigers, der ein vortreflicher Kanzelredner war, eingefunden hatten, auch zur Leiche desselben. Unter den Kindern, die der Leiche ihres frommen Vaters folgten, fiel uns ein neunjähriger Knabe, der mit vieler Liebe einen kleinen Bruder an der Hand führte, vorzüglich auf. Wir erkundigten

uns, nach der Leiche, um diesen Knaben. Da hörten wir: Es sey derselbe nicht ein Sohn von dem Prediger selbst, sondern nur ein angenommenes Kind, von einem früh verstorbenen armen Freunde desselben. Der gute Junge werde nun gar übel daran seyn. Die Predigers-Wittwe werde sich kaum mit ihren eigenen Kindern fortbringen können, und so wisse man nicht, wie es dem guten Waisen, den der Prediger gar sehr geliebt, und der auch recht fleißig gelernt habe, gehen werde. Mit besonderer Aufmerksamkeit hatte Franz dieß gehört. Sein erstes, was er nun that, als er nach Hause kam, war, daß er zu seinem Vater, dessen edles Gemüth er kannte, hineilte, und denselben bat, er möchte doch den verlassenen Waisen annehmen, und demselben an des Predigers Stelle Vater werden. Ach! sagte er, ich habe mir recht deutlich gedacht, wie es mir wäre, wenn ich so verlassen wäre, und eingesehen, daß ich wünschte, gute Leute möchten sich meiner annehmen. Nimm dich nun, lieber Vater! des unglücklichen Waisen an, nimm ihn

in unser Haus auf, und laß ihn mit uns lernen, wie wenn er dein Sohn wäre. Der edle Vater gewährte dem gutmüthigen Franz, der sich ganz in das Schicksal des armen Knaben gedacht hatte, die Bitte, und nun ist seit zwey Jahren dieser Waise in unserm Hause, und wird von allen wie ein Bruder geliebt. So hat also der Spruch: Was du willst rc. rc. recht herrlich gewirkt.

Ich habe, sagte mir Herr Discos, auch sonst noch schöne Proben von der Vortreflichkeit dieses Spruches. Erzählen Sie mir doch noch einige, sagte ich zu ihm. Er gewährte mir meine Bitte, und erzählte folgendes:

Der Bediente Johann erhält Verzeihung.

Vor achtzehn Monaten geschah es, daß sich einer der Bedienten des Herrn Modests sehr verfehlt hatte, und deßwegen der Obrigkeit, zur Strafe, ausgeliefert werden sollte. Es wurde

viel darüber gesprochen; Franz hörte auch einmal die Bemerkung, daß Johann, wenn er von der Obrigkeit gestraft, und also sein Vergehen öffentlich bekannt gemacht werde, in die Gefahr komme, seinen guten Namen zu verlieren, daß er nirgends mehr sein Unterkommen finden werde, und weit im Elend herumziehen müße. Ach! wie jammert mich des armen Johanns! rief Franz aus. Kann man ihm denn nimmer helfen? Helfen könnte ihm noch der Herr Vater, sagte ich zu ihm, aber der Fehler, den Johann gemacht hat, ist eben sehr groß, da wirds schwer halten, bis er ihm die Strafe nachläßt. Meinen Sie nicht, daß es etwas nütze, wenn ich für den armen Menschen bitte? Du kannst es versuchen, lieber Franz. Ja, ich will das thun, ich hätte ja es auch gern, wenn man für mich bitten würde, daß mir eine Strafe erlassen werde. Nun gieng Franz hin, Herr Modest verzieh, und Johann hat indeß wahre Besserung gezeigt.

Das schöne Weihnachtsfest.

Daß die Weihnachtsfeste überall eine große Freude machen, weil die Eltern gewöhnlich darauf denken, ihren Kindern etwas zu geben, das ihnen besonders nützlich oder angenehm seyn mag, ist allgemein bekannt, und so geschah es auch, daß Herr Modests Kinder recht viel nützliche und angenehme Dinge erhielten. In den Feyertagen kamen mehrere Kinder aus bekannten Häusern, um zu sehen, was die kleine Familie des guten Herrn Modests erhalten habe. Es war Vieles zu sehen, und Vieles zu loben. Unter andern nützlichen Dingen hatte Franz auch ein Paar recht warme Handschuh erhalten. Der arme, aber sehr wohlgesittete Sohn des Unterlehrers Mikros sahe mit besonderm Wohlgefallen auf dieselben; Franz bemerkte dieß, und sagte zu ihm: Karl hast du keine warme Handschuh? Nein! Ach! da wird es dich oft frieren; sieh, da hast du die meinigen, ich weiß wohl, wie es

mir wäre, wenn ich bey kaltem Wetter meine Hände blos haben müßte, ich dächte dann immer, wenn ich nur auch warme Handschuhe hätte, und hätte eine große Freude, wenn man mir welche schenken würde. Nun geb ich dir diese recht gern. Franz sprach nicht nur so, sondern gab sie auch auf der Stelle dem armen Karl.

Liebe zum Frieden.

Zu der guten Familie dieser liebenswürdigen Kinder suchten auch die Kinder von Herrn Poner und Alazon Zutritt. Diese aber waren gar nicht gut geartet, weil man ihnen immer ihren Willen zu viel ließ, und sie oft hörten und sahen, wie arme und geringe Menschen verachtet wurden. Nun geschah es auch einmal, daß sie bey einem Besuch, den sie im Hause machten, in große Wortwechsel und heftige Streitigkeiten unter einander geriethen. Mit Entsetzen sahen

dieß Herrn Modests Kinder, die gewohnt waren, immer in Frieden mit einander zu leben. Die sanfte Karoline nahm sich der kleinen Emilie von Poner an; allein nun wurde auch sie in den Streit unschuldiger Weise hineingezogen. Paul, ein Sohn von Alazon, wollte sie reitzen, seine Schwester Wilhelmine zu schimpfen und zu verklagen. Allein Karoline sagte: Nein! das thue ich nicht, ich will lieber schweigen und nachgeben, denn ich weiß, daß es mir auch gefallen würde, wenn man mir nachgeben möchte. Wilhelmine hörte dieß, gab ihr Schimpfen und ihren Muthwillen auf; es entstund darauf allgemeine Ruhe, und die kleine Gesellschaft gieng friedlich aus einander, was nicht geschehen wäre, wenn nicht Karoline den Spruch: Was du willst, daß die Leute dir thun, das thue ihnen auch, angewandt hätte.

Augustes Geburtstag.

Von gar guter Gemüthsart war Karoline. Man liebte sie allgemein, weil sie so freundlich und gutthätig war. Einen schönen Zug ihrer guten Denkungsart ließ sie vor wenigen Wochen wahrnehmen. Sie hatte zufälliger Weise gehört, daß der Geburtstag der kleinen Tochter des armen Holzspalters Egen seye. Sie rief die kleine Auguste zu sich, beschenkte dieselbe mit Papier, und bat ihre Eltern, sie möchten es ihr erlauben, daß die arme Auguste heute mit ihr essen, und also etwas besseres, als blos Kartoffeln genießen dürfte. Als dieß Wilhelmine, Alazons Tochter, erfuhr, so machte sie der guten Karoline Vorwürfe über ihr gemeines Betragen, daß sie sich um eines armen Taglöhners Tochter bekümmere, und sogar derselben eine Freude machen mochte. Karoline erwiederte: Ich habe der armen Auguste ihren Geburtstag zu einem Freudetag machen wollen, weil es mir auch recht ist, wenn man

meinen Geburtstag zu einem Freudetag macht. Auf eine andere recht löbliche Weise legte eben diese Karoline einen Beweis von der Wirksamkeit des Spruches: Was du willst ꝛc. ꝛc. ab.

Freywillige Abbitte.

Es geschah nemlich, daß die sonst so gutmüthige und sanfte Karoline ihren etwas aufbrausenden Bruder Ulrich beleidigte. Dieser wurde nun, durch seine natürliche Hitze verleitet, in seiner Rede hart gegen sie. Sie fühlte die Härte tief, und vergoß darüber Thränen. Allein sie war so weit entfernt, die Härte durch neue Beleidigung zu erwiedern, daß sie vielmehr sich Mühe gab, den aufgereitzten Ulrich zu besänftigen, und ohne von Jemanden aufgefordert zu seyn, ihm eine förmliche Abbitte that. Ulrich selbst verwunderte sich, und fragte sie: Wie es komme, daß sie ihm abbitte! Sie erklärte hierauf: Sieh, lieber Bruder, wenn man mir Unrecht

thut, so habe ich es auch gerne, wenn man mir erklärt, man habe unrecht gegen mich gehandelt, und weil mir eine solche Erklärung recht ist, so machte ich dir dieselbe, und leistete die Abbitte.

Noch Vieles, sagte mir Herr Diskos, könnte ich Ihnen von den herrlichen Folgen, die eine rühmliche, freywillige Anwendung des Satzes: Was du willst ꝛc. ꝛc. nach sich zog, erzählen; ich will aber nun auch zeigen, wie fruchtbar der Spruch ist: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue andern auch nicht!

Boshafter Spaß.

Ich gieng einst mit meinen Zöglingen, an einem schönen Frühlingstag, aufs Land. Unterwegs stiessen wir auch auf die Familie des Herrn Poners; dieß sah ich im Grunde nicht gern, denn die Kinder desselben betrugen sich häufig so, daß sie andern auf eine boshafte Weise wehe

Gez. v. J. F. Kuchlin. Gest. v. A. Dusch.

Wenn du mir nachspringen kannst, so gebe ich dir einen Groschen.

thaten. Auch dießmal gaben zwey derselben Proben ihres bösartigen Gemüths. Wir waren noch nicht sehr weit auf der Straße fortgegangen, so begegneten uns zwey prest- und krippelhafte Menschen, wovon der eine, der noch überdieß auf dem rechten Auge blind war, nur mit Mühe gehen konnte. Des Mitleides würdig, fanden meine Zöglinge diese armen Menschen. Was thaten aber jene zwey Kinder? Ernst Voner fragte den an dem einen Auge Blinden: Hör! warum hast du dann dein rechtes Auge zu Hause gelassen? oder hast du es in einer Schlacht verloren? Der Arme, zugleich hinkend, seufzete, ohne etwas zu antworten. Eduard, der Bruder Ernsts, gieng noch weiter in seiner Bosheit, nahm dem andern Armen seine Krücke, und sagte: Wenn du mir nachspringen kannst, so gebe ich dir einen Groschen. In demselben Augenblicke fiel der Unglückliche, dessen einzige Stütze seine Krücke gewesen war, und die beiden boshaften Brüder konnten sich beym Anblick des zu Boden Gestürzten nicht satt genug lachen. Ein edler

Unwille ergrif meinen Franz. Er erklärte denselben: Sie sollten sich von uns wegmachen, denn mit solchen Menschen, die an den Leiden anderer nicht nur eine sündliche Freude haben, sondern noch sogar ihr Unglück vermehren, möge er durchaus nicht umgehen. Nun, was haben wir denn gethan? fragte Eduard, darf man denn nicht einen Spaß haben? Nein! einen solchen nicht, bey dem Andern wehe gethan wird, erwiederte Franz. Wärs denn euch, wenn ihr auch so arm und so krüppelhaft wäret, wie diese zwey Unglückliche, recht, wenn man euch so mißhandelte? Nein! dafür würden wir uns zum Voraus bedanken. Nun, so denkt, daß auch diesen Armen euere Mißhandlung nicht gleichgültig seyn konnte, und thut ihnen nicht das, wovon ihr wollet, daß man es euch auch nicht thue.

Franz und seine Geschwister, welche sich gewöhnt hatten, stets an diesen Ausspruch zu denken, waren auch gegen Niemand in ihrem Betragen ungerecht, und betrübten sich eigentlich, wenn sie oft sahen, daß Andere ungerecht

handelten und etwas thaten, worüber sie sich gewiß geärgert hätten, wenn man es ihnen gethan hätte.

Die gekränkte Margarethe.

Herr Alazon, welcher der Sohn eines armen Schreiners war, aber durch eine glückliche Heirath ein großes Vermögen erlangt hatte, nahm nach dem Tode seines Bruders dessen erstgeborne Tochter in sein Haus auf. Daran that er nun ganz recht und gut. Das Mädchen hielt es auch für ein großes Glück, Hausgenoße ihres reichen Oheims geworden zu seyn. Allein sie wäre gar gern in Kurzem wieder in die arme Hütte, aus der man ihren lieben Vater zu Grabe getragen hatte, zurückgekehrt. Sie wurde nemlich gar nicht wie ein Kind vom Hause gehalten, sondern selbst nur zu den Mägden gewiesen, durfte auch die Söhne ihres Oheims nie Vetter, und die Töchter desselben nie Baasen nennen;

das schmerzte sie, und sie weinte bitterlich. Herr Alazon stieß einmal auf sie, als sie weinte, und fragte sie: Warum weinst du? Sie gestund es ihm, daß es ihr wehe thue, nicht als eine Baase, sondern wie eine Magd in seinem Hause behandelt zu werden. Alazon lachte sie aus, und sagte ihr: Sey froh, daß du so bey mir seyn kannst, du hättest ja ohne mich nichts zu essen. Die arme Margarethe seufzte: Ach! so hätte es mein Vater, wenn er reich, und der Vetter arm gewesen wäre, nicht gemacht. Recht traurig war die Lage der armen Waise. Auch von den Kindern mußte sie sich manche Kränkung gefallen lassen, und wurde von denselben gröblich mißhandelt. Eine entfernte, aber auch gar nicht reiche Anverwandtin war es, der sie manchmal ihre Noth klagte; diese tröstete und ermunterte sie wieder, sie sollte noch einige Zeit aushalten, es werde dann besser kommen. So brachte auch Margarethe wirklich ein ganzes Jahr unter vielen Thränen in dem Hause ihres reichen Oheims zu, und gewöhnte sich so allmählig an ihr trauriges

Schicksal. Auf einmal aber änderte sich die Lage in dem Hause. Alazons unmäßiger Aufwand und seine Geschäftslosigkeit hatten nicht nur das ansehnliche, von seiner Frau ererbte Vermögen, aufgezehrt, sondern ihn sogar in so viele Schulden verwickelt, daß er dieselben nicht mehr bezahlen konnte, und deßwegen sein Haus und alle seine Kostbarkeiten verkaufen mußte. Ganz verändert wurden dadurch natürlich auch die Umstände seiner übermüthigen Kinder. Diese wurden, wie der Vater, von sehr vielen Leuten, die sie vorher im Wohlstande so sehr beleidigt hatten, mit schadenfrohem Hohn und Spott verfolgt. Weit entfernt hievon blieb aber die so oft verachtete und so lange gedrückte Margarethe, ob sie gleich von andern dazu gereitzt wurde. Sie verachtete und verspottete die arm gewordenen Kinder ihres Oheims nicht, weil sie dachte, ich darf diese Kinder meine Geringschätzung nicht fühlen lassen, da ich ja selbst nie wollte, daß man mich gering schätze. Margarethe, die so geduldig gelitten, und sich dabey rechtschaffen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

aufgeführt hatte, war der Aufmerksamkeit der edeln Frau von Kirchberg nicht entgangen. Kaum hatte diese Edle den Sturz von Herrn Alazon erfahren, so berief sie Margarethe zu sich, und erklärte ihr, sie wolle sie in ihr Haus aufnehmen. Sie war hierüber höchst vergnügt, und trat bald darauf in den Dienst derselben. Diese erprobte ihre Treue, und vertraute ihr dann sehr Vieles in der Haushaltung an; dadurch aber ward der Neid gegen sie rege; allein sie blieb bey ihrer Rechtschaffenheit. Eine schon viele Jahre im Dienste der Frau von Kirchberg glücklich lebende Person wollte sie zur Untreue verführen, indem sie sagte: Was wollen wir so sparsam seyn? die gnädige Frau hat Alles im Ueberfluß; wir wollen uns auch gute Tage machen. Nein! sagte Margarethe, von dem Eigenthum der edeln Frau nicht, denn wäre ich reich, so wollte ich auch nicht, daß man meinen Reichthum mißbrauchte. Margarethe, die sich so Vieles in ihres Oheims Haus hatte gefallen lassen, wurde auch, nachdem sie aus demselben

Bayerische Staatsbibliothek München

ausgetreten war, von den nun auch unglücklichen Kindern desselben verfolgt, besonders machte sich Wilhelmine, die älteste Tochter desselben, ein Geschäfte daraus, allerley Ehrenrühriges von ihrer Baase auszusagen, und die Treue und Redlichkeit derselben in Verdacht zu bringen. Margarethe hörte diese Verläumdungen mehr mit Betrübniß über den unwürdigen Charackter der Lügnerin, als mit Erbitterung über die Angriffe auf ihre Ehre, und duldete still. Eine Freundin von ihr wollte sie veranlassen, sie sollte nun auch das Nachtheilige, das sie von ihrer Baase wisse, bekannt machen. Allein Margarethe sagte: Nimmermehr! das hieße ja Rache ausüben, und davor hüte ich mich, denn es wäre ja mir auch leid, wenn jemand Rache an mir ausüben wollte. Ihre Freundin, durch die sie zu einer unedeln Handlung hätte verleitet werden können, gab ihr selbst nun Beyfall, und ehrte ihr trefliches Gemüth, das so entfernt war, Jemanden etwas Widriges zuzufügen. Mit jedem Tage stieg Margarethe nicht nur in der Gunst der Frau von

Kirchberg, die nicht mehr sowohl ihre Gebieterin, als vielmehr ihre Freundin war, sondern erwarb sich auch die Achtung aller derer, die ihren edeln Sinn näher kennen lernten. Dagegen sank das Glück ihrer Baase Wilhelmine immer mehr. Ihr böses Herz wurde immer sichtbarer, und sie selbst deßwegen weniger geliebt. Man erzählte dieß der guten Margarethe, und glaubte, ihr ein Vergnügen damit zu machen. Allein sie trauerte nur darüber. Man wunderte sich, daß sie, die ehemals so sehr Verfolgte und noch immer feindselig Behandelte, nicht eine Freude über die Abneigung, welche ihre Baase erfahren mußte, habe. Sie antwortete: Wie, sollte ich eine Schadenfreude haben? ich fühle ja den empfindlichen Schmerz, wenn ich wahrnehme, daß jemand über einen Schaden, den ich leide, eine Freude hat; ich kann, ich mag also meine Baase nicht mit dem beleidigen, was mich in ihrer Lage schmerzen würde.

Immer getreu dem Grundsatze: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue andern auch

nicht, ermüdete Margarethe nicht, in ihrem edeln Betragen gegen Wilhelmine fortzufahren. Diese fand sich, wegen der über Hand nehmenden Beengungen der Umstände ihres Vaters genöthiget, Dienste zu suchen, um sich ernähren zu können. Sie sann hin und her, an wen sie sich wenden sollte. Es fiel ihr Niemand ein, als Margarethe, deren edles Herz sie wohl kannte. Sie machte sich also auf, und gieng zu derselben. Bey ihrem Eintritte konnte sie ihren vormaligen Stolz nicht ganz verbergen, und trug denn endlich ihre Bitte vor. Margarethe versprach ihr mit aufrichtiger Freundschaft, sie wolle sich ihrer annehmen, und hielt auch Wort. Die Stolze gieng fort, ohne sich der Liebe ihrer Baase ganz hinzugeben. Eine andere junge Person, welche bey diesem Auftritte zugegen war, und oft mit Theilnahme die verfolgte Margarethe bedauert hatte, konnte ihre Verwunderung über die Sanftmuth derselben nicht genug ausdrücken, und sagte: Die Wilhelmine hätte ich doch nicht so ruhig gehen lassen, sie hätte mir

doch auch hören müßen, daß ich ihre Lügen über mich kenne, und durch ihr niederträchtiges Betragen schon oft gekränkt worden sey. Ey, behüte Gott! entgegnete die Sanfte, da hätt' ich ja meiner Baase Vorwürfe machen müßen; und dieß hasse ich, denn ich kann selbst die Vorwürfe, die man mir machen könnte, nie recht ruhig ertragen.

Da meine Zöglinge die Familie des Herrn Alazons kannten, und oft die mißhandelte Margarethe bedauert hatten, so erzählte ich ihnen das edle Benehmen derselben, und suchte sie dadurch zu gleichem Edelmuthe zu ermuntern. Bis jetzt ist es mir gelungen, ihnen Achtung und Eifer für einen edeln Sinn einzuflößen, und nicht geringen Einfluß hierauf mag die Einprägung der beiden Grundsätze gehabt haben:

Was du willst, daß man dir thue,
das thue Andern auch:

und

Was du nicht willst, daß man dir thue,
das thue Andern auch nicht!

So sehr ich auch mich an der Familie des edeln Herrn Modest ergötzte, in welcher der einsichtsvolle und vortrefliche Herr Diskos einen so reinen, unschuldigen und gerechten Sinn gegründet hatte, eben so sehr wurde ich auch an die Familie des Herrn von Blankenstein angezogen. Auch diese hatte in einem Herrn Agath, ihren eigenen Lehrer, der ebenfalls ein sehr schätzbarer Mann war, und seinen Beruf, seine Zöglinge zu edeln Menschen zu bilden, innig fühlte, und durch Thätigkeit selbst achtete. Da ich in seine Bekanntschaft kam, so lag mir daran, zu erfahren, auf was für einem Wege er seine Zöglinge zu so guten Menschen zu machen gesucht habe. Er sagte mir, auf dem natürlichsten Wege, ich habe ihnen nemlich zur Bestimmung ihres Verhaltens gegen andere Menschen das Gesetz gegeben:

Habt Liebe!

Aus der Beobachtung dieses Gesetzes habe ich vieles Herrliche hervorgehen sehen, zum Beyspiel: Geschwister-Liebe; Anhänglichkeit und Gehorsam gegen ihre Eltern; Ergebenheit an mich, ihren Lehrer; freundliche Behandlung der Dienstboten; Dienstfertigkeit gegen alle Menschen; Mitleiden mit den Unglücklichen.

Lassen Sie mich dieß in Beyspielen darthun.

Herr von Blankenstein gehörte zwar zu den guten Menschen seines Standes, war aber nicht so glücklich, eine eben so gute Gemahlin zu haben. Dieß hatte zur Folge, daß er sich selbst bald außer dem Hause Zerstreuung zu machen suchte, bald aber auch in seinem Hause große Gesellschaften gab. Da lernten nun meine Zöglinge vielerley Menschen kennen, unter denselben aber meistens nur solche, die artig in ihrem

Betragen, aber nicht gutartig in ihrem Herzen; schön in ihren Worten, aber leer an wahrer Liebe waren. Ich mußte also, sollten meine Zöglinge gutartig werden, auf die wahre Liebe dringen, ohne welche das menschliche Herz ein öder Boden ist, auf dem nichts Gutes, Großes, Kräftiges, noch weniger, Erhabenes gedeihen kann, und zwar zunächst auf Geschwister-Liebe. Die vielen Zerstreuungen, in welche meine Zöglinge hineingezogen wurden, hätten sie gar leicht um die Liebe zu einander bringen können. Ich war also bemüht, sie unter einander recht enge zu verbinden, und so zu gewöhnen, daß sie am liebsten unter sich selbst lebten. Zu dieser meiner Absicht bot mir die Krankheit der achtjährigen Henriette die Hand.

Unter den großen Zerstreuungen, die in dem Hause herrschten, wollte man das Uebel, das an dem Leben dieses guten Kindes zehrte, nicht achten. Ich hatte es stets geliebt, und wiedmete ihm daher meine Aufmerksamkeit, zog deßwegen auch die eilfjährige Amalie von der großen

Gesellschaft ab, in das Krankenzimmer der kleinen Henriette. Es hatten sich zwar diese beiden Geschwister immer geliebt, aber so ausdrucksvoll sah ich doch ihre wechselseitige Liebe nie, als an dem Krankenbette der kleinen Schwester. Amalie merkte auf Alles, was die Kranke wünschte, kam ihr mit ihren Diensten zuvor, tröstete sie, wenn sie Schmerzen hatte, und sprach ihr so sanft das, was sie von einer bessern Welt wußte, zu, daß man über die fromme Liebe dieser jungen Christen gerührt werden mußte. Auch die Brüder August und Konstantin wurden von Amalie öfters herbey geholt, um der Kranken ihre Leidensstunden durch eine freundliche und liebreiche Unterhaltung zu verkürzen. Sie thaten es auch gerne. August kaufte der lieben Henriette einige Spielsachen, um ihr damit eine Freude zu machen, Konstantin holte ihr etwas Konfekt, das sie nach den Arztneyen genießen sollte. Immermehr entwickelte sich ihre Liebe zu der guten kranken Schwester, und diese wurde auch mit jedem Tage reicher und inniger an Liebe. Der

Arzt gab sich zwar alle Mühe, das Leben der kleinen Henriette zu retten, allein der Tod war mächtiger, als seine Künste. Hatten meine Zöglinge bey der Krankheit der geliebten Schwester viele Liebe gezeigt, so sprachen sie dieselbe bey dem Tode der Guten noch viel stärker und rührender aus. Sie flohen nicht, als sie sahen, es werde zum Sterben gehen, sie stunden um das Bette herum, um sich noch an den sanften Blicken der Sterbenden zu laben; sie erhoben ihre Hände zu Gott, und flehten um seine Liebe für die scheidende Schwester, und vergoßen viele heiße Thränen, als sie sahen, das Aug' der Geliebten habe sich geschlossen. Ja! von dieser Zeit an schloßen sich die drey Geschwister immer enger an einander an, machten auf dem Grabe der Entschlafenen gleichsam einen neuen Bund unter sich, und vermieden von der Zeit an die vielen Zerstreuungen, bey denen sich ihre Herzen immer so leer gefühlt hatten. Sie beobachteten zwar den Anstand, vermöge dessen sie zuweilen in den Gesellschaften erscheinen mußten, aber sie

waren doch immer am liebsten unter sich. Was das eine wollte, das war auch den zwey andern recht, wohin das eine gieng, wollten auch die andern gehen; nie hörte man von Streit und Zwistigkeit unter ihnen; machte auch das eine, oder das andere einen Fehler, die andern wiesen es mit Liebe zurecht und verziehen, wenn ihnen auch dadurch etwas Unangenehmes zugestoßen war, auf der Stelle wieder.

Ganz zu ihrem Vortheil zeichneten sich diese drey liebreichen Geschwister, vor den meisten andern Kindern ihres Standes aus, besonders vor den Kindern der Frau von Scotenheim. In dem Hause dieser Edeldame herrschte eine noch viel größere Pracht, als bey Herrn von Blankenstein, denn sie besaß ein ausserordentliches Vermögen. Ihre zwey Kinder, Adelheit und Bertha, waren aber doch nicht glücklich, denn sie liebten sich nicht. Die zehenjährige Bertha war immer neidisch, wenn die zwölfjährige Adelheit ein schöneres Kleid, als das ihrige war, bekam; und Adelheit ärgerte sich, wenn die junge Bertha

ihrer schönen Gestalt wegen, gelobt wurde. Waren sie allein bey einander, so hatten sie immer Zank und Streit, widersprachen sich gewöhnlich, und verklagten einander oft. Gott selbst hatte Mißfallen an diesen Kindern, die so glücklich hätten leben können, aber einander schon in früher Jugend das Leben so sehr verbitterten. Er trennte sie. Bertha starb schnell an der Luftröhren-Entzündung. Dieser gewaltsame, fürchterliche Tod machte aber auf Adelheit keinen Eindruck. Sie hatte noch den Tag vorher mit Bertha wegen einer Kleinigkeit einen großen Verdruß gehabt, hatte den Aerger, den sie dabey gehabt, noch nicht vergeßen, und war gewissermaßen vergnügt, daß sie ihrer Schwester los geworden war. Sie weinte zwar bey der Leiche, aber die Thränen wollten nicht recht fließen. Bald nach der Leiche war die Hochzeitfeyer der Fräulein von Erlenmoos, Adelheit kam nicht nur zu dieser Hochzeitfeyer, sondern wollte sogar auf dem dabey angestellten Balle sich herumtreiben. Nur die ernste Frau von Remmheim, ihre Tante,

konnte sie durch nachdrückliche Vorstellung davon abhalten. Wie ganz anders sah es in dem Blankensteinischen Hause aus! Die tiefe Betrübniß der Geschwister über den frühen Tod ihrer lieben Henriette machte auch auf die nur in hohem Weltton lebende Frau von Blankenstein einen tiefen Eindruck, und zog sie mehr in den stillen Zirkel ihrer guten Kinder, da sie vorher dieselbe nur zuweilen etwa beym Frühstück hatte zu sich rufen lassen. Nicht blos in den ersten Tagen hielt die Betrübniß der Blankensteinischen Kinder an, sondern recht lange gieng ihnen der Trauerfall nach. Oft wandelten sie mit einander Hand in Hand zu dem Grabe der geliebten theuern Schwester, und erinnerten sich daselbst der vielen, durch dieselben erhaltenen Liebes-Beweise. Da nach einigen Monaten der Geburtstag der Verstorbenen war, so baten sie ihre Eltern und mich, wir sollten mit ihnen zu Henriettens Grab gehen. Wir erfüllten ihren Wunsch, still giengen sie vor uns hin, als begleiteten sie noch einmal die Leiche der Inniggeliebten. Nun öffneten sie

Gez. v. J. F. Kuchlin. Gest. v. A. Dusch.

Wir wollen einander bis in den Tod Lieben.

das Thor des Gottesackers, und traten zurück. Welch eine Ueberraschung für uns! Wir erblickten gerade vor uns auf dem Grabe der tief Betrauerten einen kleinen Obelisk mit der Aufschrift: Ein Denkmal der Liebe von den Geschwistern der hier ruhenden Henriette von Blankenstein; gesetzt von Amalie, August und Konstantin von Blankenstein. Ohne ihren Eltern etwas zu sagen, hatten die guten Geschwister ihr wöchentliches Taschengeld zurück gelegt, und damit den Steinhauer, der das Denkmal verfertigte, bezahlt. Das war doch gewiß Liebe!

Ja! eine herzliche, unverlöschbare Liebe, sprach sich nicht blos durch den Stein aus, den sie der von ihnen geschiedenen Heinerike hatten setzen lassen, sondern durch die vielen Erinnerungen, womit sie sich bald diese, bald jene Handlung derselben ins Andenken riefen, und durch die auf deren Grabe öfters wiederholte Zusicherung: Wir wollen einander bis in den Tod lieben, und besonders dadurch,

daß sie diesem Gelübde Leben gaben, und ganz für einander lebten, auch darauf sannen, wie sie einander reine Freuden bereiten möchten, und einander warnten vor Fehlern, einander aber auch stärkten und beystanden in allem, was gut und löblich ist.

Reine unschuldige Freuden suchten sie einander zu machen. Hievon legten die beiden Brüder an Amaliens Geburtstag ein Beyspiel ab. Sie wußten, daß ich zuweilen dichte, und baten mich nun, ich möchte ihnen einige Verse auf den Geburtstag ihrer lieben Schwester machen. Ich that es ihnen zu Liebe, und gab ihnen auch auf ihr Verlangen eine Melodie dazu. Nun übten sie sich, dieselbe singen zu lernen. Es gelang ihnen, sie sangen recht artig. Am frühen Morgen, von Amaliens Geburtstag, standen sie vor dem Schlafzimmer derselben, und weckten sie durch ihren sanften Gesang zu neuer Freude an dem Leben, das ihr Gott in der Mitte so guter Geschwister verliehen hatte, auf. Sie stund sogleich auf, um ihre liebevollen

Brüder freundlich und herzlich zu umarmen. So wie sie die Thür öffnete, so ward sie von ihren Brüdern mit Blumenkränzen empfangen, und erhielt von denselben die ihr lieb gewordenen Gedichte von Hölty, die sie sich schon lange gewünscht hatte. Das war ein lieblicher Anfang eines schönen Tages. Ich benutzte diesen Tag, um den drey Geschwistern darzustellen, welch' einen Werth das Leben durch aufrichtige, zarte und lebendige Liebe bekomme, und erhielt von ihnen die Versicherung, daß sie sich hievon ganz überzeugen, und eben in der Liebe, mit der sie einander zugethan seyen, ihr Vergnügen weit mehr finden, als in dem Getümmel von Freuden, die ihnen bald in ihrem eigenen Hause, bald in den Häusern anderer reichen und angesehenen Herrschaften angeboten würden. Daß die Versicherung einer, nicht blos äußerlichen, sondern im Innersten des Herzens sich befindlichen wahren Liebe, redlich seye, bewies Konstantin eben an dem Geburtstage seiner lieben Amalie. Nach dem Mittagessen ward ein

Spaziergang aufs Land vorgeschlagen, und auch wirklich ausgeführt. Wir wollten diesen Tag in stiller Freude zubringen, und giengen deßwegen auf das etwas entfernte Rammsdorf. Wir erreichten auch unsere Absicht, denn wir konnten da alleine seyn. Noch bey guter Zeit entfernten wir uns, um nicht von der Nacht überrascht zu werden. Kaum waren wir eine halbe Stunde fortgegangen, so überzog sich der Himmel mit furchtbaren Gewitterwolken. Da die Kinder gewohnt waren, die Gewitter von der Seite des großen Nutzens, den sie gewähren, zu beobachten, und in denselben die Majestät und Liebe des himmlischen Vaters zu verehren, so giengen sie furchtlos fort. Wir kamen bis auf eine Viertelstunde von der Stadt, ehe das Gewitter ausbrach. Aber nun entlud es sich entsetzlich, schnell stürmte der heftigste Wind daher, der in seinem Wirbel alles zu verschlingen drohte. Amalie, die sehr fein gebaut war, stämmte sich vergeblich gegen die Gewalt des Windes, ihre Anstrengung erschwerte ihr das Athemholen, und

auf einmal stürzte sie vor uns nieder. Konstantin, der ihr zunächst war, faßte sie aber in demselben Augenblicke wieder auf, und trug sie, so weit es seine Kräfte vermochten. Er war zwar jünger als sie, aber die Liebe stärkte seine Kräfte. Man müßte sehen die Eile, mit welcher der junge Mensch seine heftig angegriffene Schwester aufhält, um sich zu überzeugen, wie mächtig die Liebe sey, und müßte zugegen seyn, als er in dem Thorstübchen die theure Amalie nieder gesetzt hatte, und sie sich dann so glücklich in der wechselseitigen Umarmung fühlten, um zu fühlen, wie süß es sey, ein Werk der Liebe ausgeübt zu haben. August war indeß auch nicht müßig, denn er eilte nach Hause, um der vom Regen durchnäßten, und von der Macht des Windes erschütterten Amalie trockene Kleider und etwas Stärkendes von Hause zu holen. Mir war diese Geschwisterliebe höchst rührend, und gerade dieser Unfall gab Veranlassung, den Geburtstag der Amalie noch am Abend in dem herrlichsten Lichte, in dem Lichte der Liebe, gefeyert zu haben.

Kalte Geschwisterliebe.

In der mit den Blankensteinischen verwandten Familie des Barons von Steinenbruck wurde auch der Geburtstag der zwölfjährigen Fräulein Eleonore gefeyert, aber auf eine andere Weise, als bey uns. Statt, daß die Brüder bey uns darauf sannen, auf eine rührende Weise der geliebten Schwester ihre herzlichen Glückwünsche darzulegen, mußten die männlichen und weiblichen Dienstboten erscheinen, um der gnädigen Fräulein zu gratulieren, indeß die Geschwister weiter nichts zu thun wußten, als zu lachen und Eleonoren zu necken. Recht war es ihnen jedoch, daß der Geburtstag gefeyert wurde, denn auf den Abend war große Tafel und Ball. Da liessen sie sichs nun wohl seyn. Auf dem Balle wurde nicht in Ordnung, sondern mit der größten Heftigkeit getanzt. Auch Eleonore ward mit fortgerissen. In dem stürmischen Tanzen stieß Eleonore an einen hängenden Wandleuchter, der

dann augenblicklich auf sie hinstürzte. Gerade hinter ihr, walzte ihr Bruder Karl. Anstatt, daß er hingesprungen wäre, um seine Schwester von dem Feuer zu befreyen, das die brennenden Kerzen über sie hergegossen hatten, rief er nur, Johann, Jakob, kommt, und nehmt den Leuchter weg. Ehe diese Bedienten herbey kamen, ward nicht nur das schöne Festkleid der Eleonore befleckt und zerfressen, sondern sie litt selbst auch an ihrem Körper, von den Tropfen des heissen Wachses. Man trug sie in ein Nebenzimmer. Auf einige Augenblicke war eine Bestürzung eingetreten. Man wußte sich aber bald wieder zu fassen, und der Ball begann von Neuem. Karl und die übrigen Geschwister der durchs Feuer beschädigten Eleonore tanzten auch fort, als gienge sie dieselbe nichts an. Welch eine Gleichgültigkeit! Ganz fremd war diese der guten Blankensteinischen Familie. Es nahm vielmehr in derselben Jedes an dem, was das Andere betraf, den innigsten und zärtlichsten Antheil, und es war ein

immer reges Streben, einander in wahrer Liebe recht nützlich zu werden.

Eitelkeit.

So gut Amalie war, so schien sie doch einen gar zu großen Hang zur Pracht und Eitelkeit zu haben, was vielleicht ein Erbtheil von ihrer Mutter seyn mochte. August, der durch das Lesen der Römer und Griechen, und durch die Aufmerksamkeit in der Geschichte, an der er eine gar große Freude hatte, schon etwas ernsthaft zu werden anfieng, konnte mit diesem Hang seiner Schwester nicht zufrieden seyn. An die Mutter konnte er sich dießfalls nicht wenden, denn er wußte zum Voraus, daß diese selbst liebe und billige, was aufs Große ziele. Er gieng daher mit mir zu Rathe, und da kamen wir denn mit einander darinn überein: August solle die einfache, obgleich auch sehr reiche Freundin seiner Schwester, Louise von Tannenfels bitten,

sie möchte doch Amalien von dem eiteln und hohen Sinn abzubringen suchen. Sie that das Ihrige, und erreichte nach und nach ihre Absicht, der sonst so guten Amalie Geschmack an edlere Simplizität beyzubringen. Bey einer Gelegenheit, wo Amalie den Hang zur Eitelkeit so gar merklich aussprach, unterhielt sie sich von dieser mit derselben also: Liebe Amalie! Andern zu gefallen, ist allerdings Wunsch eines jeden Menschen; ein gerechter und nicht tadelnswürdiger Wunsch, wenn er nur nicht aus seinen Schranken tritt; ohne ihn ist der Mensch gegen sich selbst gleichgültig, und ein solcher Mensch taugt nirgends recht hin. Dieser Wunsch hat gewiß schon manches Große hervorgebracht, manches Vergnügen erzeugt; aber er artet gar leicht in Eitelkeit aus, verführt die Menschen zur Begierde, äusserlich zu glänzen, und sich sehen zu lassen; so wie Sokrates — nach einer Erzählung deines Bruders August, bey der Gelegenheit, als seiner Frau Xantippe kein Kleid zum Anzuge recht gefiel, um eine feyerliche Prozession auch

anzusehen, zu ihr gesagt haben soll: Das dachte ich wohl, daß du nicht ausgehen willst, um zu sehen, sondern um dich selber sehen zu lassen. Die Eitle will ihre Vorzüge geltend und fühlbar machen, die Witzige will durch ihren Witz, die Schöne durch ihre Schönheit, die Reiche durch ihren Reichthum, sich Anbeter erwerben. Wie die Eitelkeit das Originelle verwische, das Gezwungene anziehe, gerechte und wahre Vorzüge verdunkle, und als Nahrung des Leichtsinnes diene, will ich dir durch Erzählung folgender Geschichte darthun:

Sophie von Heldenau hatte unter ihren Kindern ein Töchterchen, das schon in der zartesten Jugend schön gebildet war; alle Leute im Hause nannten es das hübsche Jenettchen, auch die Eltern begiengen den Fehler, öfters ihr Kind wegen der Schönheit, und zwar nicht in Abwesenheit, sondern in Gegenwart desselben, laut zu bewundern, auch deßwegen sogar dasselbe besser zu kleiden und den andern vorzuziehen. Dieses zog dem schönen jungen Kinde den Neid

dieser zu, aber es wurde auch zugleich in das junge Herz dadurch frühzeitig Eitelkeit gepflanzt, denn dieses Lob fuhr Jenettchen schnell durch das Köpfchen, so daß die Schöne sich auf ihre Schönheit brüstete. Von nuu an gieng ihr Bemühen dahin, sich von Jedermann wegen derselben Weihrauch streuen zu lassen. Noch klein und jung, und doch schon eitel; je größer sie ward, desto mehr wuchs die Eitelkeit; unaufhörlich besah sie sich, wann und wo es nur seyn konnte, im Spiegel, saß länger an ihrer Toilette, plagte die Hausjungfern während des Ankleidens, erschien stets höchst geputzt, pracht- und glanzvoll, denn dadurch suchte sie ihre Schönheit noch mehr zu erhöhen; beständig trat sie in neuen Kleidern auf, weinte nicht wenig, wenn sie ein geschwollenes Gesicht bekam, und glaubte schon, sie werde entstellt. Gern zeigte sie sich den Leuten, und freute sich sehr, wenn man ihre Schönheit bewunderte. Es flatterten allerdings, als sie erwachsen war, viel junge Herrchen um sie herum, die sie vergötterten.

Sie wollte allen gefallen, gefiel aber nur den Gecken; ein solcher junger Gecke brachte sie aber auch um den größten Theil ihrer körperlichen Schönheit. Es fuhr sie einstens einer ihrer Günstlinge und Verehrer im Winter im Schlitten; berauscht durch ihre schöne Gestalt, ist er unaufmerksam auf die Pferde und auf den Weg, den er zu fahren hatte, und hält sie zu locker im Zaum; sie werden von ungefähr scheu, der Schlitten fällt um, sie wird eine Strecke weit auf dem Eis fortgeschleppt, und erhält dadurch eine bedeutende Schramme im Gesichte, die nicht mehr verwischt werden konnte; diese entstellte sie, und raubte ihr einen Theil ihrer angebeteten und vergötterten Schönheit. Da sie die meiste Zeit ihrer Jugend nur der Eitelkeit widmete, und für die Verschönerung und Auszierung des Körpers blos sorgte, so blieb ihr Geist an nützlichen Kenntnissen ziemlich leer, welche Leere sie allzu spät bemerkte, und dieselbe nebst ihrer bisherigen Eitelkeit bitter beweinte. — Diese Vorstellungen wirkten sehr glücklich. Und als August sahe,

Gez. v. J. F. Kuchler. Gest. v. A. Dusch.

Die Schlittenfahrt.

wie sich seine liebe Schwester dem bessern Sinn hingab, da freute er sich gar sehr, weil er zum Voraus wußte, daß ein einfacher Sinn die Unschuld bewahre, und eine wirklich hohe Tugend hervorbringe.

Wenn bey Amalie eine Zeitlang zu befürchten war, sie möchte sich einem hohen Weltsinne zu sehr überlassen, so zeigte sich bey Konstantin eine Art Nachläßigkeit in seinem Anzug, und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das, was man Anstand nennt. Nicht nur seine, auf das Aeusserliche sehr bedachte Mutter fand deßhalb Manches an ihm zu tadeln, sondern auch ich erschrack oft über die Unreinlichkeit, in der ich ihn, welcher übrigens sehr gut und sehr gern lernte, erblickte. Ich gab mir Mühe, ihm einen Sinn fürs Anständige beyzubringen, aber es gelang mir dieß nur mit großer Mühe, und ich hätte wohl kaum etwas Erträgliches hervorgebracht, wenn sich nicht Amalie ein Geschäft daraus gemacht hätte, ihren Bruder dießfalls besser zu machen. Es that ihr gar leid, wenn sie öfters

sehen mußte, wie man denselben in den Gesellschaften nur mit verächtlichen Blicken ansah; dieß feuerte sie an, nicht nachzulassen, bis sie es dahin gebracht hatte, daß sich Konstantin anständig zu benehmen wußte und suchte.

So wirkte die Liebe, welche diese Geschwister zu einander hatten, zur Entfernung dieser angeführten Fehler, die sie an einander wahrgenommen hatten.

Sie begnügten sich aber nicht damit, daß sie einander von Fehlern frey zu machen suchten, sondern richteten ihr Augenmerk auch dahin, daß sie einander zu Allem, was gut und löblich ist, stärkten.

Mitgefühl.

Dieß wurde ihnen freylich nicht sehr schwer, da sie alle von Natur aus für das Gute sehr empfänglich waren, und den Unterricht, den ich ihnen in der Moral und Religion gab, mit Vergnügen anhörten.

Da ich wußte, daß meine Zöglinge einst ein ansehnliches Vermögen zu erwarten hatten, so war es mir darum zu thun, daß sie von dem Gelde frühe einen würdigen Gebrauch zu machen lernen möchten. Ich schlug daher Herrn von Blankenstein vor, er möchte jedem seiner Kinder ein wöchentliches Taschengeld geben, von dessen Gebrauch sie alle Monate ihm und mir Rechenschaft ablegen sollten. Herr von Blankenstein billigte meinen Vorschlag, und so hatte ich oft am Ende eines Monats über die Art, wie die jungen Leute ihr Geld verwandt hatten, eine große Freude.

Als ich einmal die Ausgaben von Konstantin durchgieng, so fand ich in denselben: Den dritten September gab ich dem kleinen Bernhard Ringler für seine Mutter, die schon lange krank ist, zwey Gulden. Ungemein freute ich mich über diesen Zug von thätigem Mitgefühl. Ich konnte mich nicht enthalten, meinem Zöglinge hierüber meinen Beyfall zu geben. Er ließ mich kaum ausreden, und sagte zu mir: Es ist mir lieb,

daß Sie mit dieser meiner Ausgabe zufrieden sind, aber wissen Sie auch, wer mich dazu ermuntert hat? Sehen Sie, das ist Amalie, die diesen armen Leuten schon lange Gutes thut, und mir gesagt hat, man müße solchen unglücklichen Leuten, die zwar arm, aber doch recht brav wären, Gutes thun, damit der liebe Vater im Himmel uns auch, wenn wir einmal in eine Noth kommen, nicht verlasse, sondern mit seiner Liebe beystehe und helfe.

Welch eine Freude für mich, diese beiden Geschwister auf dem Wege der gutthätigen Liebe zu finden.

Ich nahm nun auch Amaliens Rechnung vor mich hin. Ich blätterte, und fand nicht, daß sie etwas von den Wohlthaten, welche sie der armen Ringlerschen Familie zufließen ließ, aufgezeichnet hätte; dagegen fand ich bey einer Ausgabe von ƒ 1. die Bemerkung beygeschrieben: Diese Ausgabe war unnöthig, soll also nimmer so bald vorkommen. Beides fiel mir auf, und ich stellte sie daher zur Rede. Sie antwortete

mir, es ist wahr, daß ich der Ringlerschen Familie schon manchmal in ihrer großen Noth etwas gegeben habe, allein ich schrieb nichts auf, denn die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut, oder wie August sagte: Wer edel werden wolle, dürfe das Gute, das er gethan hat, nicht aufzeichnen, weil man sonst dadurch, daß man die aufgezeichneten Wohlthaten sich von Zeit zu Zeit vorhalte, leicht stolz werde, zu vielen Dank von Andern verlange, und es nicht der Mühe werth halte, sich sonsten recht auszubilden. Wohl! aber was soll denn in deiner Rechnung die Bemerkung bedeuten: Diese Ausgabe war unnöthig, soll also sobald nimmer vorkommen? Diese Bemerkung, sagte Amalie etwas beschämt, rührt auch von August her. Er war nemlich dazu gekommen, als ich eben einem Galanteriehändler für f 1. Band abgekauft hatte. Wie der Mensch fort war, fragte mich mein Bruder, ob ich denn keine Bänder habe? Ich sagte ihm, daß ich schon viele habe, und dann machte er mir die Bemerkung:

Man müsse nichts Ueberflüssiges kaufen. Wenn man sich das einmal angewöhne, so werde man auch mit dem größten Vermögen nicht ausreichen, da dieses nur durch eine weise Sparsamkeit erhalten werden könne.

So sah ich, wie die Liebe, welche meine Zöglinge zu einander hatten, sie wechselsweise zum Guten stärkte und aufmunterte.

Religiosität.

In dem Hause des benachbarten Herrn von Eppenthal, wollte mein Freund, der dort Hauslehrer war, die jungen Leute zu ihrem Morgen- und Abend-Gebet gewöhnen, und zur Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes anhalten, allein vergebens. Er brachte es nie dahin. Freylich giengen ihm die Eltern seiner Zöglinge nicht an die Hand, da sie, wie die meisten reichen und angesehenen Leute der Stadt, Verächter der

Religion waren. Eben das, daß die Eltern die Religion so gering schätzten, trieb meinen Freund nur desto mehr an, sich Mühe zu geben, die Religion recht angenehm zu machen, und dieselbe stets mit seinem eigenen guten Beyspiel zu empfehlen. Allein er erlebte die Freude nicht, daß ihm seine Zöglinge dießfalls folgten. Die zwölfjährige Pauline besuchte einigemal mit ihrem Lehrer die Kirche, an welcher ein herrlicher Prediger angestellt war, allein sie zog sich wieder zurück, weil sie darüber von ihren eigenen Eltern geneckt und von ihren Geschwistern deßwegen verspottet wurde, und eben so gieng es mit dem Morgen- und Abend-Gebete. Es versammelten sich zwar die Zöglinge um ihren Lehrer, aber es war von keiner Andacht die Rede. Bald machte dieß, bald jenes, Possen, oder fieng Verdruß an, und störte so das Gebet. Da mein Freund sahe, wie tief das Verderben in diesem Hause gehe, und wie er seine Absicht, einen guten Grund in die Gemüther seiner fünf Zöglinge zu legen, nie erreichen könne, so legte er seine

Stelle nieder, ob er gleich einen sehr guten und viel bessern Gehalt, als ich, hatte.

So unzufrieden mein Freund über die Religions-Scheu seiner Zöglinge seyn mußte, so viele Ursache hatte ich, dießfalls recht zufrieden zu seyn. Es fehlte zwar sehr viel, daß man hätte sagen können, Herr von Blankenstein und seine Gemahlin seyen eigentlich religiös, denn um das zu seyn, hatten sie in den Umgebungen anderer reichen Leute, und in den Sorgen bald für die Freuden dieses Lebens, bald für die Erhaltung ihres zwar ansehnlichen Vermögens, allzuviele Störungen. Aber sie waren doch keine Verächter, noch viel weniger Spötter der Religion, und wollten wirklich haben, daß ihre Kinder sorgfältig in der Religion unterrichtet würden. Ich ward also hinlänglich von Seiten der Eltern unterstützt, und meine Kinder kommen mir mit offenem Herzen entgegen. Sie waren nie aufmerksamer, als in der Religionsstunde, und immer bereit, zu beten, und in die Kirche zu gehen. Wenn Amalie, die anfieng, häusliche

Geschäfte zu treiben, sich beym Morgengebet nicht zur rechten Zeit einfand, so gieng August sogleich ihr nach, und holte sie herbey. Wollte Konstantin des Abends sich bald schlafen legen, so setzte sich die gute Amalie zu seinem Bette hin, und sprach ihm ein kindliches Gebet vor. Kam der Sonntag, so war ein gemeinschaftliches Ermuntern, sich fertig zu machen, daß man ja in die Kirche komme. Da wir zu gutem Glück einen vorzüglichen Kanzelredner in der Person des Herrn Predigers Münzenbach hatten, so wurde der fromme Sinn meiner Zöglinge immer mehr geweckt, gestärkt, und ihre Aufmerksamkeit auf die heilige Rede war so groß, daß sie, kamen sie nach Hause, den Hauptinhalt der Predigt wußten, und die zwey ältern sich ermunterten, denselben niederzuschreiben, was sie gewöhnlich mit vielem Glücke thaten.

Herr Münzenbach hatte auch einmal in einer Predigt sehr auf die Pflicht, dienende Personen mit Schonung, Liebe und Gerechtigkeit zu behandeln, gedrungen. Um dieselbe Zeit war

gerade in diesem Hause die Tochter eines armen Predigers aus der Pfalz. Sie hatte das Unglück, der gnädigen Frau zu mißfallen, weil sie keine ansehnliche Figur hatte, und mußte sich manche Härte gefallen lassen. Amalie hatte dieß bald wahrgenommen, und dieselbe bedauert, auch dem August war die Ungerechtigkeit seiner Mutter nicht entgangen. Nachdem sie nun Herrn Münzenbachs Predigt angehört hatten, so ermunterten sie einander, der armen Lisette mit aller Schonung und Liebe zu begegnen, und ja nie zu viel von ihr zu verlangen, damit sie nicht ungerecht gegen sie würden. Sie befolgten ihren Entschluß getreulich, und die arme Lisette schied, als sie die fortgesetzten Ungerechtigkeiten der Frau von Blankenstein nicht mehr ertragen konnte, mit vielen Thränen der Dankbarkeit von Amalie und August, denn durch sie, sagte sie, habe ich zuweilen vergessen gelernt, daß ich dienen muß.

Jedermann, der die drey Geschwister beobachtete, hatte eine große Freude an ihrer Liebe,

die sie zu so vielen Tugenden erhob. Auch ihren Eltern konnte der Geist der innigen Liebe, der sie zusammen hielt, nicht entgehen. Was sie nicht selbst bemerkten, das wurde ihnen häufig durch die Komplimente, die man ihnen ihrer guten Kinder wegen machte, bemerkbar, und sie liebten dieselben gar sehr. Wenn sie auch dieß nicht ganz gethan hätten, so hätten sie doch von meinen Zöglingen Liebe erhalten, da ich denselben gar oft vorstellte, es sey heilige Pflicht, die Eltern, welche an Gottes Statt da seyen, durch welche Gott ihnen schon so viel Gutes erzeigt habe, mit Liebe zu ehren.

Gehorsam gegen die Eltern.

Da die Eltern reich waren, so konnten die Kinder ihre Liebe durch keine besondern Dienste, durch keine Hülfleistungen in mancherley Geschäften, beweisen. Es blieb ihnen nur der Weg des Gehorsams und der Theilnahme an den

Schicksalen derselben offen. Und hiezu waren die Kinder stets bereit.

Frau von Blankenstein war etwas wunderlich, aber nichts desto weniger fand sie bey ihren Kindern immer den Gehorsam, den sie erwarten konnte. Gewöhnlich mußte Amalie vor der Tafel auf ihr Zimmer kommen, und ihre Befehle, wie und wo sie den Abend zubringen solle, vernehmen. Diese Befehle waren oft so, daß der guten Amalie dadurch viele Zeit, welche sie dem Lernen in der Naturgeschichte, Geographie und Weltgeschichte hätte widmen sollen, entzogen wurde. Sie beobachtete doch die Befehle ihrer Mutter, und bat denn ihren lieben, fleißigen Bruder August, er möchte den andern Morgen früh mit ihr aufstehen, und ihr das nachholen, was er in meinen Lectionen gelernt habe. August that dieß immer mit Bereitwilligkeit.

In nichts war die gnädige Frau wunderlicher, als im Anzuge. Amalie, welche schon den Sinn für edle Einfachheit aufgefaßt, hatte besonders dann, wann große Gesellschaft eingeladen war,

Vieles von ihrer Mutter zu ertragen, mußte sich oft zwey und dreymal umkleiden, bis es der Mutter gefiel, zu sagen: Nun bin ich mit deinem Anzug zufrieden, jetzt ist er nach meinem Geschmack. Sie that dieß ohne Widerrede.

Es fehlte zwar nicht an Leuten, welche den Kindern geradezu sagten: Man bedaure sie, daß sie eine so wunderliche Mutter hätten; allein die Kinder erzählten dann doch dagegen viel Gutes zur Ehre ihrer Mutter, und sagten: Es wäre ja nicht recht, wenn man sich in eine so gute Mutter nicht schicken wollte. Besonders gut zeigte sich die gnädige Frau gegen arme Kranke. So wie sie erfuhr, daß ein Kranker hülflos da liege, und keine Erquickung habe, ließ sie sogleich dienliche Speisen für dieselben bereiten, und schickte noch stärkende Getränke dazu. Das freute immer meine Zöglinge, und zog sie recht sehr an ihre gutthätige Mutter, und veranlaßte sie, daß sie dieselbe immer zu ehren suchten, und dieß den Leuten, welche ihre Mutter wunderlich nannten, entgegen hielten.

An Gehorsam und Ehrerbietung fehlte es bey den Blankensteinischen Kindern nicht, besonders bewiesen dieselben auch durch aufmerksame Theilnahme an den Schicksalen ihrer Eltern, ihre innige Liebe.

Es war gerade damals, als ich im Hause war, ein sehr heftiger Krieg zwischen unserm Landesherrn, und einem benachbarten Lande ausgebrochen. Die Regierung ließ sehr genau über alle politischen Aeußerungen wachen, und besonders Acht geben, was die Vornehmen urtheilten, und wie sie sich benahmen. Herr von Blankenstein wußte dieß, und hütete sich daher auf's sorgfältigste, seine Meynung über den Krieg zu sagen. Es fiel eine Schlacht vor, in welcher unsere Truppen geschlagen wurden, und sich zurückziehen mußten. Bald darauf besetzten die Feinde einen Theil unseres Landes, und auch unsere Stadt. Da Herr von Blankenstein das ansehnlichste Haus besaß, so wurde der kommandierende General bey ihm einquartiert. Um selbst in keinen Verdruß zu kommen, und

um der Stadt keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, bewirthete Herr von Blankenstein den fremden General so gut als möglich, und begegnete demselben mit einer ausgesuchten Artigkeit. Alles gieng in der Stadt gut, und der General verfuhr in seinen Forderungen an die Stadt sehr schonend, und hielt gute Mannszucht. Da sich das Kriegsglück änderte, so mußte der General den Soldaten unsers Landesherrn weichen. Vor seinem Abzuge bezeugte er aber noch öffentlich seine Zufriedenheit mit dem Benehmen des Herrn von Blankenstein. In manchen andern Häusern, in welchen auch angesehene Offiziere einquartiert waren, lautete es anders. Die Herren von Eppenthal, Zollbein und Haberstock hatten zum Beyspiel vielen Verdruß mit ihren einquartierten Offizieren, weil sie diesen oft kaum das Nöthige wollten reichen lassen, und sich recht feindselig betrugen. So wie sie hörten, es gehe in dem Blankensteinischen Hause recht friedlich zu, so ärgerten sie sich darüber, und feindeten den guten und klugen Blankenstein nicht wenig an.

Beweise ihrer feindseligen Denkungsart legten sie bald nach dem Einzug unserer Soldaten ab. Herr von Zollbein bat sich dießmal den kommandierenden General aus, und wußte es zu fügen, daß in das Blankensteinische Haus nur zwey Hauptleute kamen. Diesen gieng es nun auch in unserm Hause so wohl, daß sie recht vergnügt waren, und ihr gutes Quartier bey ihrem General rühmten. Da der General erfuhr, das Blankensteinische Haus seye das Bedeutendste, so wunderte er sich sehr, warum man ihn nicht daselbst einquartiert habe. Herr von Zollbein aber bemerkte, man hätte es nicht wagen wollen und können, da man an der guten Gesinnung desselben, der ein gar guter Freund von dem feindlichen General sey, zweifle. Diese hingeworfene Bemerkung faßte Herr von Sonderbach, so hieß unser General, mit Unwillen auf, und ließ auf das Blankensteinische Haus genau Acht geben, und befahl auf der Post, es sollten ihm alle Briefe an Herrn von Blankenstein zugeschickt werden. Die Post mußte diesen Befehl befolgen,

denn es war jedesmal ein Offizier bey Eröffnung der Briefe und Pakete gegenwärtig. Nun kam auch ein Brief vom feindlichen General an, der dem Herrn von Blankenstein für die viele Freundschaft, die er ihm auf so mannigfache Weise erzeigt, den verbindlichsten Dank sagte. Kaum hatte der General diesen Brief gelesen, so schickte er sogleich einen Offizier mit der Wache ab, die unsern guten Herrn in seinem Zimmer verwahren mußten. Niemand wußte, warum? Endlich erschien der General selbst und erklärte, dieß geschehe, weil Herr von Blankenstein mit dem feindlichen General einen Briefwechsel habe. Da unser gute Herr gar nichts von dem Briefe wußte, und auch nie an denselben geschrieben hatte, so versicherte er, daß er unschuldig sey. Allein Herr von Sonderbach hörte ihn gar nicht an, sondern ließ ihn sogleich in einen Wagen setzen, und unter starker Bedeckung ins Hauptquartier zu unserm Erbprinzen führen. Dieß gieng alles so schnell, und so gewaltthätig zu, daß man sich kaum besinnen konnte, ob es denn

auch wahr sey, daß man mit dem guten gnädigen Herrn so umgehen könne. Es war ein allgemeiner Jammer und große Sorge, was doch aus ihm werden würde. Man besann sich, ob man nichts zum Beßten desselben thun könne. Ich gieng deßhalb zum kommandierenden General, richtete aber nichts aus, und kam wohl selbst in Gefahr, mich als einen verdächtigen Menschen ebenfalls gefangen nehmen zu lassen. Traurig kam ich nach Hause. Weinend stunden die guten Kinder um mich, auch die einquartierten Offiziere bezeugten Mitleid mit uns. Man muß aber zum Erbprinzen fahren, und ihm sagen, wie unschuldig der Papa seye, sagte die Frau von Blankenstein. Ja! das können Sie nicht, erwiederte einer der Offiziere, denn der Herr General hat bereits den Befehl gegeben, daß Niemand von Ihrem Haus aus der Stadt fahren dürfe. Das ist entsetzlich, rief die Bekümmerte aus. Also soll gar nichts für die Rettung meines Mannes gethan werden! Warum nicht? rief August, das kann man uns doch nicht wehren, daß wir mit

Herrn Agath spazieren gehen. Ja, wir thun das, gehen so mit einander zum Thor hinaus, und dann gerade zum Erbprinzen. Ach! Kinder, das kann nicht seyn, seht! es sind ja drey Stunden bis zum Erbprinzen, und es regnet noch überdieß, wie wollt ihr hinkommen? ihr könntet krank werden, und dann wäre mein Leiden noch größer, versetzte die traurende Mutter. Nein, liebe Mutter! das thut uns nichts, wir machen diesen Weg aus Liebe, und da wird uns Gott gewiß schützen, daß wir keinen Schaden dadurch leiden, sprach August; die zwey andern Geschwister gaben ihm recht, und ehe eine Stunde vergieng, befanden wir uns schon auf dem Wege zu dem gefangenen Vater. Weg und Wetter waren freylich abscheulich. Allein es gieng doch rasch, die Liebe beflügelte und stärkte uns. Auch der kleine Konstantin klagte nicht über Ermattung. Ehe drey Stunden vorüber waren, stunden wir schon vor dem Hauptquartier des Erbprinzen. Gerade wollte derselbe ausfahren, als wir an das Haus, in dem er logierte, kamen. Er sah

uns, und fragte freundlich, was wir wollen? Wir erklärten ihm die Absicht unsers Ganges, er hörte uns gnädig an, und sagte: Euer Vater muß euch doch recht lieb seyn, daß ihr einen so weiten Weg bey einem so ungünstigen Wetter machet. Geht da mit diesem Herrn, hiebey wies er auf seinen Adjutanten, bis ich wieder komme. Wir giengen in das Haus. Bald nach uns trat der Erbprinz in das Zimmer, in dem wir waren, und mit ihm der edle Vater. Welch eine unerwartete Freude! Die Kinder fielen dem Vater um den Hals; er drückte sie an seine Brust, und so hatte die Ungerechtigkeit des Herrn von Sonderbach und die Bosheit des Herrn von Zollbein ein wahres Liebesfest bereitet, über welches der gefühlvolle Erbprinz tief gerührt wurde. Euer Vater ist unschuldig, sprach der theilnehmende Fürst, nehmet ihn mit, und liebet ihn ferner mit der Stärke, die ihr ihm heute bewiesen habt. Und Sie, guter Blankenstein! reisen sie im glücklichsten Vatergefühl, solche liebevolle Kinder zu haben. Bedürfen Sie

Gez. v. J. F. Kuchlin. Gest. v. A. Dusch.

Euer Vater ist unschuldig.

einmal meiner Hülfe für das gute Fortkommen ihrer Söhne, so schreiben Sie mir, für solche edle Kinder werde ich immer mit Vergnügen sorgen. Waren wir überrascht, als der gnädige Fürst uns den geliebten Vater, zu dessen Rettung uns die Liebe auf einem so beschwerlichen Weg getrieben hatte, so war es Frau von Blankenstein noch mehr, als wir in demselben halben Tage, an dem wir so sorgenvoll ausgegangen waren, so freudig mit dem guten Vater zurückkehrten, und zwar noch in einem Wagen vom Erbprinzen, der den Herren von Sonderbach, Zollbein, Eppenthal und Haberstock hiedurch zeigen wollte, daß er Herrn von Blankenstein mehr ehre, als sie.

So glücklich der Ausgang dieser Sache war, so hatte doch das Ganze einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Herrn von Blankenstein gemacht, weil er sich von der Falschheit und Bosheit der angesehensten Familien in der Stadt nur allzudeutlich überzeugt hatte. Er zog sich von der Zeit an zurück, und lebte mehr als vorher

unter seiner Familie. Dieß war eigentlich ein großer Gewinn, weil dadurch die Liebe zwischen ihm und den Kindern sehr erhöhet wurde. Den guten Herrn kostete aber der Auftritt beynahe das Leben. Er bekam ein tödtliches Nervenfieber. Mehrere Tage zweifelte der geschickte und sehr erfahrne Leibarzt des benachbarten Fürsten an seiner Genesung. Alles im Hause trauerte, denn Alle ehrten und liebten in ihm einen wahrhaft guten und edeln Vater und Herrn. Besonders groß war der Jammer der guten Kinder. Sie fragten mich des Tages wohl hundertmal: Glauben Sie nicht, daß der Vater wieder aufkommen werde? Können Sie uns nicht sagen, womit wir sein Leben retten könnten? Ach, ich wollte recht lange krank seyn und viele Schmerzen haben, rief der kleine Konstantin aus, wenn ich nur damit den guten Vater gesund machen könnte! Das können wir nicht, aber Gott kann es, und den wollen wir darum bitten, daß er unsern Vater uns wieder schenke, sprach Amalie, warf sich dann mit ihren zwey Brüdern auf die

Kniee, und flehte die Barmherzigkeit Gottes um das Leben ihres Vaters inbrünstig an. In demselben Augenblicke trat Frau von Blankenstein ins Zimmer. Der Anblick der Betenden rührte sie aufs tiefste, ja, erschütterte sie, denn sie war durch den hohen Ton, der in ihrem Hause, und den Gesellschaften, von denen sie oft umgeben war, herrschte, vom Beten eigentlich abgekommen, und wußte nichts mehr von der tröstenden und belebenden Kraft desselben. Auf die Erschütterung, die sie tief fühlte, folgte die zärtlichste Umarmung der ihren Vater so fromm liebenden Kinder, und sie beschloß, mit denselben in die Kirche zu gehen, um auch dort dem erbarmenden Gott ihre angelegentlichen Wünsche in demüthigem Gebete, vereint mit ihren lieben Kindern, darzubringen. Sie giengen. Um Herrn von Blankenstein nicht alleine zu lassen, begleitete ich dießmal die Betenden nicht, sondern begab mich in das Zimmer des Kranken. Kaum war ich da, so fuhr der fürstliche Leibarzt, der zugleich Freund des Hauses war, und den wärmsten Antheil an

den Begegnissen der Familie nahm, an das Haus. Bey seinem Eintritt in das Krankenzimmer schien er etwas erschrocken zu seyn, aber bald rief er, nachdem er den Kranken näher betrachtet, und den Puls befühlt hatte, aus: Nun Gott Lob! wir dürfen hoffen, der gnädige Herr werde die Krankheit überstehen, es ist eine große Veränderung mit demselben vorgegangen! Aber, wo ist denn die gnädige Frau, wo sind denn die guten Kinder, die mich immer so ängstlich fragten: wie es denn mit dem Vater gehe? rufen Sie doch denselben, damit ich ihnen auch einmal etwas Freudiges sagen kann! Sie sind heute in die Kirche gegangen, entgegnete ich, um dort für das Leben des guten Vaters zu beten. Wo, sagen Sie, daß meine Frau und Kinder seyen? fragt mit schwacher Stimme der Kranke. In der Kirche, antwortete ich ihm, um für Sie zu beten. Ach! was soll ich sagen über die Liebe meiner Kinder und Gattin! Wenn ich doch nur noch lange leben darf, um denselben meine Liebe beweisen zu können. Ein

Strom von Thränen hinderte ihn, weiter zu reden. Der Arzt gebot Ruhe, damit nicht durch die Bewegungen des Gemüths der kranke, schwache Körper zu sehr angegriffen werde. Nach Verlauf einer Stunde kehrten die Betenden von der Kirche zurück. So wie sie hörten, der Arzt sey da, so eilten sie demselben entgegen, um von ihm zu vernehmen, was sie in Hinsicht auf das Leben des theuern Vaters zu erwarten hätten. Wir sind, sagte die gnädige Frau, auf alles gefaßt; das Gebet hat uns gestärkt, ja, ich sage Ihnen, wir haben das gänzliche Vertrauen zu Gott, er werde uns den Edeln auf's Neue schenken. Auch ich hoffe das, entgegnete der Arzt, und danke Gott mit Ihnen, daß er mir in Ihrem Gemahl einen bewährten Freund erhält. Hohe Freude strahlte aus den Augen der guten Kinder, sie wollten hinstürzen zu dem Bette des Kranken, um ihm ihre Freude zu bezeugen. Allein der Arzt ließ es nicht zu, weil er befürchtete, der Kranke möchte dadurch eine nachtheilige Erschütterung bekommen. Die

Kinder, welche ihrem Vater ihre innige Freude über die Hoffnung zu seiner Genesung bezeugen wollten, aber noch nicht durften, zogen sich mit mir auf unser Zimmer zurück, und brachten dem Erbarmen Gottes, der so vieles an ihrem Vater gethan, und ihr Gebet erhöret hatte, den feurigsten Dank dar. Mit jedem Tage besserte es sich, und mit jedem Tage wuchs auch die Freude der Familie. Alle waren bemüht, dem genesenden Vater zu dienen. Konstantin gab alle seine Spiele auf, und blieb in dem Zimmer des Vaters, um demselben durch allerley Erzählungen aus Büchern, die er unter meiner Anleitung gelesen hatte, zu unterhalten. Amalie und August liessen es sich nicht nehmen, abwechslungsweise bey dem Bette des im heissen Gebete von Gott erflehten Vaters bey Nacht wachen zu dürfen. Ich freute mich innig der Liebe dieser guten Kinder zu ihrem edeln Vater, und freute mich auch darum so besonders darüber, weil die Liebe der Kinder der Weg wurde, auf welchem sich aufs Neue die Herzen der Eltern begegneten.

Noch stund es einige Wochen an, bis der Genesende sich wieder in die Reihe der Gesunden stellen durfte. Da man von seiner Gesundheit fest überzeugt war, so wurde ein Tag bestimmt, an dem seine Genesung gefeyert werden sollte. Diese für die ganze Familie so wichtige Feyer hatte aber ein ganz anderes Wesen in sich, als jedes andere Geburtsfest, das man in den frühern Tagen des gnädigen Herrn gehalten hatte. Es war hier von keiner glänzenden Gesellschaft, von keinem prächtigen Gastmahl, und von keinem lärmenden Balle die Rede. Die Feyer begann des Morgens mit einem Gebet und Lobgesang, wozu August auf dem Forte piano spielte. Bald darauf giengen wir mit einander in die Kirche, wo wir eine für unsere Umstände gerade passende Predigt von Herrn Münzenbach über das Evangelium von dem Jüngling zu Nain hörten. Gerührt giengen wir nach Hause, und Amalie dankte im Kreise der Geschwister und Eltern, Gott auf den Knieen für das neugeschenkte Leben ihres geliebten Vaters. Gott hat Gnade an

mir erzeigt, viel Gutes mir erwiesen, sein Name sey hochgelobet! Aber ihm zu Ehren will ich auch den heutigen Tag mit einer seiner Liebe würdigen Weise feyern. Ich will euch, liebe Kinder! noch einen Bruder geben, der sich unter euch über mein Leben freuen soll, nemlich den eilfjährigen Sohn von dem Lieutenant Sommer, der wirklich im Felde steht, sagte Herr von Blankenstein, und alle freuten sich über diese seine Erklärung. — Gerade um dieselbige Zeit, als Herr von Blankenstein tödtlich krank war, kämpfte auch unter großen Leiden die Gattin des Lieutenants Sommer. Der fürstliche Leibarzt besuchte auch diese kranke Frau, und erzählte gar vieles von dem Edelsinn und der Würde dieser Leidenden. Dieselbe war die Tochter eines armen, aber hochgeschätzten Predigers, der sehr vieles für ihre Bildung gethan hatte. Ob sie gleich nicht schön war, so zog sie doch durch ihr feines Betragen und vielseitigen Verstand an sich. Auch Herr Sommer, dessen Garnison in der Nähe ihres Wohnortes war, wurde sehr für

sie eingenommen, da er sie einmal bey einer guten Freundin in der Stadt gesehen und gesprochen hatte, und verlangte sogar bald darauf ihre Hand, die sie ihm gab, weil sie hofte, sie könne, da er reich sey, einmal ihre Mutter, wenn der Vater vor derselben sterben sollte, zu sich nehmen, und im Alter unterstützen. Allein das gieng gar bald anders. Herr Sommer, der eigentlich keine wahre Bildung hatte, wurde ihrer bald überdrüßig, und plagte sie auf alle mögliche Weise. Ihre guten Eltern giengen, als sie dieß gewahr wurden, vor Kummer zu Grunde. Sommer ließ sich durch nichts rühren, gab zwar zuweilen schöne Worte, setzte aber doch durch die That seine Gattin auf die Seite. Geduldig ertrug die Edle über zwölf Jahre diese Mißhandlung. Nun rief der Krieg ihren Mann von ihrer Seite, und dadurch schien sie vor seinen Mißhandlungen gesichert zu werden. Allein nun trat eine andere Noth ein. Sommer hatte bereits sein Vermögen verschwendet, und besaß nun nichts, als seine Gage. Im Krieg hatte er

zwar Zulage, allein er behielt alles für sich, und bekümmerte sich nicht darum, wie es seiner Gattin mit ihren drey Kindern gehe. Dieser gieng es nun gar jämmerlich. Die Kinder waren noch von der Art, daß sie denselben alle Zeit widmen mußte. Nichts konnte sie verdienen, und nichts hatte sie von ihrem Manne. Ihre Lage war schrecklich. Einen kleinen Schmuck, den sie von ihrer Mutter ererbt hatte, verkaufte sie, um von dem Erlös desselben sich und ihre Kinder zu ernähren. So arm, wie die geringste Soldatenfrau, lebte sie. Nur Kartoffeln waren ihre und ihrer guten Kinder Nahrung; wie es weiter gehen werde, war ihre beständige Sorge; ihr graute vor der Zukunft. Kein Brief, noch weniger, Geld kam von ihrem Mann aus dem Felde an sie; trostlos saß sie in ihrem einsamen Stübchen, das nur zuweilen von einer Soldatenfrau, die ihr von ihrem Wenigen mittheilte, geöffnet ward. Tiefer Gram warf sie aufs Krankenbett, und nun die drey Kinder und die kranke Frau, welch ein Jammer! Die arme

Soldatenfrau that, was sie konnte, der eilf-jährige Sohn ebenfalls, allein es war unmöglich, die Umstände zu verbessern, der Tod war nahe. Zitternd kam der arme Karl in mein Haus, um mich zu bitten, ich möchte doch zu seiner Mutter kommen. Ich kannte weder ihn, noch seine Mutter, gieng aber sogleich mit ihm, und fand in einem düstern Stübchen eine todtkranke Frau, und an dem Bette derselben ein schwaches Kind, und auf einem Stuhl eine abgezehrte Gestalt, die einem achtjährigen Kinde gleich sah. Gott im Himmel! was ist das? wer sind Sie? Sie konnte vor Schwäche nicht antworten, und Karl sagte mir: sein Vater seye der Lieutenant Sommer. So wie ich diesen Namen hörte, so bedauerte ich die Unglückliche, denn es war mir der Leichtsinn desselben bekannt. Ich gieng, nachdem ich das Nöthige verordnet hatte, mit traurigem Herzen weg. Als ich den andern Tag kam, fand ich auch den eilfjährigen Karl krank; die arme Soldatenfrau, welche das Mitleiden zur Wärterin gemacht hatte, sagte mir: Es sey

kein Wunder, daß auch Karl krank sey; der gute Junge trage bey Tage Holz und Wasser herbey, und nehme sich seiner kleinen Geschwister an, des Nachts wache er meistens bey seiner Mutter, und suche dabey durch Abschreiben einer Schrift, die ihm der Rathsschreiber anvertraut hatte, etwas Geld zu verdienen, um für seine kleinen Geschwister Milch, und für seine kranke Mutter etwas Wein zu kaufen.

Es ergriff mich ein Schauer über den kläglichen Zustand dieser Familie, zugleich aber auch eine Bewunderung der Liebe und Sorgfalt, welche dieser Knabe für seine Mutter und Geschwister hat. Ich that nun natürlich für die Unglücklichen, was ich konnte. Es gelang mir mit Gott, die Mutter zu retten, das kleine Kind aber starb. Nun muß aber weiter gesorgt werden. Ich und einige Freunde nehmen uns der Frau und des achtjährigen Kindes an, und Sie, Herr von Blankenstein, des eilfjährigen Karls?

Allerdings, erwiederte der Edle, denn Karl, der so viele Liebe für seine Mutter und Geschwister hat, gefällt mir gar gut, er soll von nun an mein Sohn, der Bruder meiner liebevollen Kinder seyn.

So war denn Karl, durch die Fürsprache des edlen Arztes, in unser Haus aufgenommen. Unsere liebreichen Kinder nahmen ihn mit der freundschaftlichsten Liebe auf, und schenkten ihm auch, da sie ihn so ganz liebenswürdig fanden, ihre ganze Zuneigung. Es gieng dem armen Karl in dem Blankensteinischen Haus so gut, als wäre er ein eigenes Kind des Hauses gewesen.

So gut es ihm gieng, so vergaß er doch nie seinen Bruder, nie seine Mutter. August Blankenstein hatte ihm an seinem ersten Geburtstage mit feinem Papier und Federn eine Freude zu machen gesucht, und Amalie ihm einen schönen Zeug zu einer Weste geschenkt. Er freute sich sehr darüber, und nahm, nachdem er sich bedankt hatte, einen Theil davon, um es seinem Bruder

zu bringen, und fragte, da er durch die Güte des Herrn von Blankenstein hinlänglich gekleidet war, ob es Amalie nicht übel nehme, wenn er mit dem geschenkten Zeug zur Weste seinem Bruder eine Freude mache. Natürlich gab dieß Amalie gern zu. So oft seine Mutter — die wegen ihres edeln Sinnes, der sich durch ihre vielen Leiden gar herrlich erhöhet hatte, bey Herrn von Blankenstein gerne gesehen wurde — kam, so eilte er derselben entgegen, um ihr seine ehrerbietige Liebe zu bezeugen.

Wenn er sein Morgen- und Abend-Gebet verrichtete, so betete er für seinen Bruder und seine Mutter, mit einer solchen Andacht, daß er einem Verklärten glich.

So hart sein Vater an ihm, wie an seiner Mutter und an seinem Bruder handelte, so gab er doch die Liebe für denselben nie auf. Es kam einmal die Nachricht, derselbe sey verwundet. Mit der größten Traurigkeit vernahm dieß Karl, und erkundigte sich täglich, ob man nichts Näheres von seinem Vater wisse. Auf

einmal kam die Nachricht, die Offiziere liegen zwey Stunden von uns entfernt. Sogleich bat Karl um die Erlaubniß, zu seinem Vater gehen zu dürfen. Er erhielt allerdings dieselbe. Sogleich machte er sich auf den Weg, und nahm das Geld aus seiner Sparbüchse mit, und trug eine ziemlich große Flasche Wein seinem Vater zu, die ihm die gnädige Frau schickte. Da er seinen Vater noch sehr krank fand, so bat er um Erlaubniß, bey demselben bleiben zu dürfen, um ihn in der Krankheit zu warten. Er that dieß mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, als hätte sein Vater immer seine Pflichten gegen ihn erfüllt. Die Liebe des Sohnes rührte auch die Gattin, die ebenfalls nicht säumte, dem gewissenlosen Ehemanne zu Hülfe zu eilen. Beschämt war Sommer über die unverdiente Liebe, aber noch nicht gebessert dadurch. Mit seiner Genesung kehrte sein alter Leichtsinn, und durch denselben die alte traurige Lage seiner Familie zurück. Aus Stolz verlangte er seinen Sohn Karl aus dem Blankensteinischen Hause

Staatsbibliothek München

zurück, und erstickte die Hoffnungen, die man sich von den Talenten des guten Karls gemacht hatte, in dem Kasernen-Leben!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt in Basel, bey Wilhelm Haas.

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Liebe und Rechtschaffenheit Ein Jugendschriftchen mit 12 Kupfern

Memmingen [1816]

Paed.pr. 2156
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760467-1